»Fragt uns, wir sind die Letzten.«

Erinnerungen von Verfolgten des Nationalsozialismus und Menschen aus dem antifaschistischen Widerstand.
Eine Interview-Broschüre (Teil 2)

AK Fragt uns, wir sind die Letzten

Blog
fragtuns.blogsport.de

eMail
fragt-uns-broschuere@web.de

Berliner VVN-BdA

Anschrift
Franz-Mehring-Platz 1
10243 Berlin

Homepage
berlin.vvn-bda.org

eMail
berlin@vvn-bda.org

Telefon
+49 30 29 784 178

Fax
+49 30 29 784 378

»Fragt uns, wir sind die Letzten.« ist eine Anlehnung an den Titel der Autobiographie Kurt Julius Goldsteins (Wir sind die letzten - fragt uns. Kurt Goldstein. Spanienkämpfer, Auschwitz- und Buchenwaldhäftling. Bonn 1999). Goldstein (1914-2007) wurde von den Nazis als Jude und Kommunist verfolgt, war Spanienkämpfer und überlebte die Konzentrationslager Auschwitz und Buchenwald. Er war bis zu seinem Tod antifaschistisch aktiv und sprach regelmässig als Zeitzeuge mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen.

Wir danken dem Arbeitskreis »Marginalisierte - gestern und heute« für den Kontakt zu Ilse Heinrich. (marginalisierte@yahoo.de)

Inhalt

Editorial
Seite 4

Hans Kohoutek:
»Ich habe zu meinem Kumpel gesagt: Hier mache ich nicht mehr mit!«
Seite 6

Anna Köhler:
»Ich selber habe mich auch schuldig gefühlt.«
Seite 16

Ilse Heinrich:
»Mit Hunger, mit Kälte und mit Arbeit wollten sie uns vernichten!«
Seite 27

Sara Bialas:
»Ich habe damals doch nicht gewusst, dass wir keine Menschen mehr sind!«
Seite 36

Kurt Hillmann:
»Im Unterbewusstsein ist immer eine Sicherung: Man muss sich nach allen Seiten umgucken.«
Seite 46

Herausgeber_innen/Gruppen
Seite 59

Schwur von Buchenwald (Auszug)
Seite 60

Fragt uns, wir sind die letzten
Seite 3

»Fragt uns, wir sind die Letzten.«

Erinnerungen von Verfolgten des Nationalsozialismus und Menschen aus dem antifaschistischen Widerstand. Eine Interview-Broschüre (Teil 2)

Wie die Geschichte des Nationalsozialismus (NS) und des Holocausts geschrieben und vor allem wie sie interpretiert wird, steht nicht fest, sondern ist und bleibt ein stark umkämpftes Feld. Das zeigen die anhaltenden Auseinandersetzungen um Entschädigungszahlungen der BRD an NS-Opfer ebenso wie die immer wiederkehrenden Darstellungen ›der Deutschen‹ als Leidtragende von Nazis und Krieg oder die Versuche, die DDR mit der NS-Diktatur gleichzusetzen.

Die Erinnerungen von Verfolgten und Menschen aus dem Widerstand helfen uns dabei, Einblick in antifaschistische Perspektiven auf diese Zeit zu bekommen. Sie sind ein bedeutendes Gegengewicht zu herrschenden Geschichtsbildern und auch zu denjenigen Zeitzeug_innen, die scheinbar von nichts wussten – vor allem nicht von ihrer eigenen Schuld.

Wir erwarten hierbei von Zeitzeug_innen nicht, dass sie uns Geschichte objektiv vermitteln. Uns geht es gerade um die individuellen Schlüsse und die Bewertungen, die uns nur Verfolgte und Menschen aus dem Widerstand vermitteln können. Unsere Interviews orientieren sich dabei weniger an einem wissenschaftlichen, vermeintlich objektiven Zugang zu Geschichte, sondern vielmehr an einem persönlichen. Wie erlebten Menschen Verfolgung und/oder Widerstand? Welche Erkenntnisse zogen sie daraus? Was waren (und sind) ihre Beweggründe, sich gegen faschistisches Gedankengut einzusetzen?

Selbstverständlich ist auch eine gewisse Distanz unsererseits zum Erzählten wichtig. So zeigt sich in den Interviews nicht nur eine persönliche Verfolgungsgeschichte, sondern immer auch eine persönliche Sichtweise auf diese Geschichte und darüber hinaus. Eine kritisch-solidarische Auseinandersetzung mit den Erinnerungen von Verfolgten und Menschen aus dem Widerstand ermöglicht es uns, eigene Geschichtsbilder weiterzuentwickeln. Diese Zeitzeug_innen zeigen uns unsere Verantwortung auf, die Erinnerungen wach zu halten sowie gegen revisionistische und instrumentalisierende Deutungen der Geschichte vorzugehen. Deutungen, die

u.a. dazu dienen, ein ›unverkrampftes Verhältnis zur Nation‹ aufzubauen und deutsche Kriegsbeteiligung zu legitimieren.

Nicht zuletzt führen uns die Zeitzeug_innen vor Augen, wie wichtig auch das heutige Engagement gegen Neonazis und menschenfeindliches Gedankengut in der Gesellschaft sowie für emanzipatorische Ideen ist. Vor dem Hintergrund aktueller Debatten zu Immigration und Integration gewinnen die geschilderten Verfolgungsgeschichten eine zusätzliche Brisanz. Sie machen deutlich, wie wichtig es ist, sich auch in den heutigen rassistischen und sozialchauvinistischen Debatten ohne Wenn und Aber gegen Ausgrenzung zu positionieren und diese aktiv zu bekämpfen.

Doch die Möglichkeit der Begegnung mit Verfolgten und Menschen aus dem Widerstand wird es schon bald nicht mehr geben. Umso dringlicher ist es, mit jenen Menschen ins Gespräch zu kommen, ihr Wissen zu bewahren und gleichzeitig der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Wir ersetzen mit dieser Broschüre keine historisch-wissenschaftliche Aufarbeitung oder gar eine theoretische Auseinandersetzung. Uns geht es darum, marginalisierte Perspektiven sichtbar zu machen und darum, dass diese Perspektiven jetzt sichtbar gemacht werden. In diesem Sinne stellt die Broschüre auch eine Aufforderung zum Aktiv-Werden dar.

Der Kontakt zu der Zeitzeugin Ilse Heinrich entstand über den AK Marginalisierte, der zu Hans Kohoutek, Anna Köhler, Sara Bialas und Kurt Hillmann über die Berliner Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten (Berliner VVN-BdA). Die meisten der Befragten sind sozialistisch oder kommunistisch geprägt oder waren im Laufe ihres Lebens in entsprechenden Zusammenhängen aktiv. Wir erheben nicht den Anspruch, mit unseren Interviews alle unterschiedlichen Formen der NS-Verfolgung darzustellen und die vielfältigen Erfahrungen und Sichtweisen von Verfolgten und Menschen aus dem Widerstand repräsentativ abzubilden – so fehlt z.B. die Verfolgung der Sinti und Roma oder die von Homosexuellen. Wir werden versuchen, in Zukunft entsprechende Interviews durchzuführen.

Die vorliegende Broschüre ist die zweite des Arbeitskreises Fragt uns, wir sind die Letzten. Die erste ist online über fragtuns.blogsport.de oder als Print-Ausgabe bei der Berliner VVN-BdA erhältlich.

Wir freuen uns über Rückmeldungen an: fragt-uns-broschuere@web.de

AK Fragt uns, wir sind die Letzten, Juli 2011

Wir verwenden in der vorliegenden Broschüre grundsätzlich die Schreibweise mit einem Unterstrich und sprechen nicht z. B. von Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen. Dies hat die Funktion, dass erstens Menschen, die sich zwischen oder ausserhalb der Zweigeschlechtlichkeit verorten, miteinbezogen werden und zweitens auf den Konstruktcharakter der sozialen Kategorie Geschlecht hingewiesen wird.

HANS KOHOUTEK:
»Ich habe zu meinem Kumpel gesagt: Hier mache ich nicht mehr mit!«

FRAGT UNS,
WIR SIND
DIE LETZTEN
SEITE 6

Kohoutek bei einem Ausflug 1937

Hans Kohoutek wird am 02.11.1911 in Leipzig geboren. Sein Vater ist Schneider und seine Mutter arbeitet als Putzkraft, Küchenhilfe und Dienstmagd. Kohoutek wächst in Leipzig auf, von 1922 bis 1924 lebt er in Prag. Er macht einen Volksschulabschluss und absolviert eine Ausbildung als Drogist. Anschliessend arbeitet er als Buchhalter und als kaufmännischer Angestellter. Er ist in verschiedenen Jugendorganisationen der KPD aktiv und tritt 1932 in die Partei ein, auch engagiert er sich bei den Proletarischen Freidenkern [1]. 1932 kommt Kohoutek wegen seiner politischen Arbeit mehrere Wochen in Untersuchungshaft, 1934 wird er ein weiteres Mal verhaftet und zu zwölf Monaten Zuchthaus verurteilt. Er wird 1940 von der Wehrmacht eingezogen. 1944 läuft er zur Roten Armee über und ist bis Kriegsende propagandistisch an der Front tätig. 1951 zieht Kohoutek nach Ost-Berlin und arbeitet in der staatlichen Verwaltung der DDR.

In was für einem Elternhaus sind Sie aufgewachsen?

Mein Vater ist tschechischer Staatsangehöriger gewesen, wodurch ich mehrere Staatsangehörigkeiten besessen habe. Er ist 1881 als österreichisch-ungarischer Staatsangehöriger in Böhmen geboren worden. Danach hat er lange Zeit in Wien gelebt und ist anschließend als Geselle in Böhmen auf Wanderschaft gegangen. Er wollte auch nach Paris, auf dem Weg dorthin ist er nach Leipzig gekommen. Leipzig war damals eine große Stadt mit internationaler Bedeutung und ein Anziehungspunkt für viele international tätige Menschen. Es gab viele Buchdruckereien und Buchbindereien. Deswegen lebten dort andere Arbeiter als zum Beispiel in Essen – die Buchdrucker wurden scherzweise als ›Stehkragenproleten‹ bezeichnet, weil sie keine dreckige Arbeit gemacht haben. Mein Vater hatte zwar seine Eltern in der Tschechoslowakei und seine Schwester in Wien, doch er hatte seine Frau und seine Arbeit in Leipzig.

Meine Mutter kam direkt aus einem Dorf bei Leipzig. Sie ist in einer sehr kinderreichen Familie aufgewachsen und hat als eines der ältesten Kinder die anderen mitversorgt. Meine Mutter hat also von ihrer Kindheit an gearbeitet. Ihr Vater war gewerkschaftlich organisiert und hat sich an Arbeitskämpfen beteiligt. Er hat seinen Kindern abends aus der Leipziger Volkszeitung vorgelesen – das war die Zeitung, in der Franz Mehring [2], Rosa Luxemburg [3] und der linke Flügel der Sozialdemokratie ihre Positionen vertreten haben. Wer macht sowas heute noch? Heute wird der Fernseher angemacht und es werden nicht die Reden von Karl Liebknecht oder August Bebel [4] im Reichstag vorgelesen. Auf jeden Fall hat das bei meiner Mutter nachgewirkt. Sie war zum Teil auch Tabakarbeiterin – die Tabakarbeiter hatten eine recht fortschrittliche Organisation. Sie konnten sich während der Arbeitszeit einen Vorleser anstellen, den sie bezahlt haben. Der hat ihnen dann Texte von Rosa Luxemburg, Clara Zetkin [5] oder anderen vorgelesen.

Wichtig waren die Ansichten, die ich von der Mutter gelernt habe. Dazu kamen die Erfahrungen, die ich als Kind gesammelt habe: Wir hatten Hunger, es war kalt, meine Mutter musste früh morgens zur Arbeit und ich musste schon in jungen Jahren mit diesen Verhältnissen zurechtkommen. Gegenüber von unserem Haus war eine Gemüsehandlung, wo die reicheren Leute eingekauft haben. Wenn dort eine Lieferung mit Möhren oder Kartoffeln ankam und im Finsteren vor dem Laden stand, habe ich mit anderen Kindern gemaust. Die soziale Situation hat unser Leben bestimmt.

Wie sah Ihr Freund_innenkreis aus?

Der setzte sich aus Gleichgesinnten zusammen. 1929 sind wir auch demonstrieren gegangen. Durch den Berliner Blutmai [6] gab es damals ja eine gewisse Zäsur in der deutschen Arbeiterbewegung. Wir hatten damals auch einen

»Die soziale Situation hat unser Leben bestimmt.«

»Wir haben versucht, illegal zu demonstrieren und wurden von der Polizei gejagt. Doch wir waren schneller und pfiffiger als die Polizisten.«

sozialdemokratischen Polizeipräsident in Leipzig, der die Demonstration am 1. Mai 1933 verboten hatte. Wir haben versucht, illegal zu demonstrieren und wurden von der Polizei gejagt. Doch wir waren schneller und pfiffiger als die Polizisten. Das ist uns auch beim Verteilen von Flugblättern und ähnlichen Aktionen zu Gute gekommen.

FRAGT UNS, WIR SIND DIE LETZTEN SEITE 8

Wie sind Sie zum antifaschistischen Widerstand gekommen?

Ich bin 1932 Mitglied der Kommunistischen Partei geworden und war vorher schon in den Jugendorganisationen. Diese Weltanschauung habe ich vertreten und 1933 nicht abgelegt – auch wenn ich natürlich Vorsichtsmaßnahmen getroffen habe. Wir hatten Hausdurchsuchungen gehabt und ich wurde im März 1933 bei einer illegalen Versammlung verhaftet...

Was war das für eine Versammlung?

Die war von den Proletarischen Freidenkern. Es hat eine Freidenker-Bewegung gegeben, die Anfang der zwanziger Jahre gegründet worden ist und sich 1928 in eine sozialdemokratische und eine kommunistische Bewegung gespalten hat. Die sozialdemokratische hat sich sozialistisch genannt, die kommunistische proletarisch. 1932 wurde die Proletarische-Freidenker-Bewegung durch eine Hindenburg [7]-Verordnung verboten. Ich kam in Untersuchungshaft, wurde aber auf Grund der Hindenburg-Amnestie schon nach vier bis fünf Wochen entlassen und bin dann wieder zurück zu der proletarischen Freidenker-Jugend. Wir haben uns getroffen, Wanderungen gemacht und zusammengehalten.

Wie sind Sie zu den Proletarischen Freidenkern gekommen?

Aus der Einsicht, die sich aus der Politik der sozialdemokratischen Partei und der bürgerlichen Parteien ergibt. Wir hatten 1929 das Verbot der 1.-Mai-Demonstration in Berlin und die Unruhen mit etwa dreißig Toten. Der sozialdemokratische Polizeipräsident in Berlin, Karl Friedrich Zörgiebel [8], ließ ja die illegalen Demonstrationen der Arbeiter bekämpfen. Nach 1933 wurde ein Großteil unserer Organisation zerschlagen. Wir haben aber weiterhin illegale Arbeit betrieben und versucht, einen Zusammenhalt zu organisieren. Die Mutter war eine sehr mutige Frau und hat Flugblätter in die Briefkästen geworfen.

Wurden Sie nach 1933 noch einmal verhaftet?

Ja, die Mutter und ich wurden zusammen als Mitglieder der Kommunistischen Partei beziehungsweise der Roten Hilfe [9] verurteilt. Die Mutter hat über elf Monate und ich habe zwölf Monate im Gefängnis gesessen. Ich habe dadurch meine Arbeit verloren.

Ich war zum Teil in Bautzen und zum Teil im Amtsgericht-Gefängnis in Löbau. In Löbau habe ich für den Inspektor des Gefängnisses Buchhaltung geführt, wodurch dieser gemerkt hat, dass er jemanden hat, auf den er sich verlassen konnte. Außerdem hat er dank mir nicht so viel zu tun gehabt. Das war alles 1934/35. Der Gerichtsvollzieher, der unsere Hofgänge beaufsichtigt hat, meinte dann zu mir: »Der Inspektor hat sich für dich eingesetzt. Du kommst nichts ins KZ.«

Haben Sie sich weiterhin am antifaschistischen Widerstand beteiligt?

Nein, das war alles weg. Wir haben natürlich nicht die Gesinnung gewechselt, aber die Organisation war zerschlagen. Ich habe 1939 geheiratet und bin 1940 Soldat geworden und zu den Infanterie-Nachrichten gekommen.

Wie sind Sie damit zurechtgekommen, nun auf einmal für Nazi-Deutschland kämpfen zu müssen?

Tja, was willst du machen? Da kannst du natürlich keine antifaschistische Propaganda machen. Wenn dir gesagt wird, geh linksrum, dann gehst du linksrum. Mit der Zerschlagung großer Truppenteile Anfang 1944 hat

Hans Kohoutek ca. 1938 in Leipzig

sich dann ein großer Kessel gebildet, in dem meine Armee drin war. Ich war zu dem Zeitpunkt in einem Spital und als ich rauskam, habe ich meine Einheit nicht mehr gefunden. Ich habe mich dann einfach einem Landser-Zug angeschlossen, der versucht hat auszubrechen. Natürlich hat das nicht geklappt. Wir sind nachts auf freiem Feld gelandet, wo dutzende Pferdegespanne standen. Die Wagen waren voller kranker und verwundeter Soldaten, die geschrien und gejammert haben. Die sind alle in dieser Nacht erfroren.

Für mich stand fest: Das kann ich auch erleben. Ich habe zu meinem Kumpel gesagt: Hier mache ich nicht mehr mit! Es gab sogar noch einen Major, der gesagt hat: »Wir bilden eine Einheit und hauen die Russen zusammen!« Dann hat er gesagt, wo die Russen sind. Ich habe zu meinem Kumpel gesagt: »Ich haue ab. Ich weiß, wo die Russen sind, ich geh da hin und dann gehe ich nicht ein!« Ich hatte auch Flugblätter gesehen, die zum Überlaufen aufforderten. Mein Kumpel ist mit mir gekommen. Wir haben sowjetische Soldaten gese-

»Wir haben natürlich nicht die Gesinnung gewechselt, aber die Organisation war zerschlagen.«

Hans Kohoutek 1937 bei einem Ausflug nahe Leipzig

hen, uns in einiger Entfernung – wir haben uns natürlich nicht so nah herangetraut – in den Schnee gelegt und gebrüllt. Daraufhin haben die sich bewegt und gebrüllt: »Kommt her!« Wir sind mit erhobenen Händen zu ihnen gegangen, die haben uns durchsucht und uns in ein Dorf geschafft. Dort sind wir in eine Scheune gekommen, wo sowjetische und deutsche Soldaten saßen, ein Feuer brannte dort auch.

»Er fragte mich: ›Sind Sie bereit, gegen Hitler zu kämpfen?‹ Ich bejahte.«

Am nächsten Morgen mussten wir drei Tage marschieren – ohne einen Brocken zu essen oder zu trinken. Es war einfach nichts mehr da, keine Bevölkerung, nichts. Denn der Krieg war dort hin- und hergegangen.

Wir sind dann in einer Schule in Biala Cerkov untergebracht worden, wo wir im Stroh geschlafen und ein wenig

»Nachts habe ich dann vom ersten Graben der sowjetischen Front in Richtung deutsche Front gesprochen.«

Essen bekommen haben. Später bin ich dann nach Kiew in ein Kriegsgefangenenlager gekommen. Eines Tages tauchten dort zwei ehemalige deutsche Offiziere in sowjetischer Uniform, zusammen mit einem sowjetischen Major, auf. Der eine deutsche Offizier fragte: »Sagen Sie mir mal, wer ist denn eigentlich schuld am Krieg?« Die Antwort, die er erwartete und die auch vielfach gesagt wurde, war: »Hitler.« Ich sagte aber zu ihm: »Die Sozialdemokratie.« Er war überrascht und meinte zu mir: »Hm, kommen Sie mal mit.« Er ist mit mir zu dem sowjetischen Major gegangen und meinte: »Hier, Herr Major, eine kuriose Geschichte: Der Mann ist der Meinung, dass die Sozialdemokratie schuld am Krieg ist!« Ich musste dann mit dem Major mitgehen und der hat mich gefragt, wie ich denn darauf käme. Daraufhin habe ich geantwortet: »Wenn die Sozialdemokratie die Revolution 1918 und eine andere Politik nach 1918 gemacht hätte, hätte es eine Einheit der Arbeiterklasse und der demokratischen Kräfte gegeben und es wäre für Hitler nicht möglich gewesen, seine Diktatur in Deutschland zu errichten.« Solch eine Antwort kam nicht von jedem und der Major fragte mich: »Wie kommen Sie darauf?« Und ich sagte: »Ich war Mitglied der Kommunistischen Partei.« »Ja,« entgegnete der Major, »das sagt uns heute jeder Kriegsgefangene.« Ich wies ihn daraufhin, dass die Kartei der Partei doch eigentlich bei ihm liegen müsste. Er fragte mich: »Sind Sie bereit, gegen Hitler zu kämpfen?« Ich bejahte.

Von Kiew fuhr ich daraufhin mit anderen Kriegsgefangenen nach Shitomir und kam in eine antifaschistische Frontschule der ersten ukrainischen Front. Wir waren die ersten Schüler und haben eine kurze Ausbildung von zwei deutschen Antifaschisten und sowjetischen Offizieren bekommen. Sie haben uns politisch gebildet – wir haben unter anderem Kurse zu Ökonomie und der Politik der Dritten Internationale [10] bekommen.

Nach zwei bis drei Wochen war diese Ausbildung beendet und wir bekamen eine sowjetische Uniform – allerdings ohne Rangzeichen. Wir fuhren dann zum Stab der 192. Schützendivision, die zur 3. Armee gehörte, welche wiederum ein Teil der 1. Ukrainischen Front war. Das ist die Front, die vom Süden aus Berlin erobert hat. Am 6. Juni 1944 begann ja die zweite Front. Die deutsche Front zog sich zurück und die sowjetische Armee rückte vor, ohne dass es große Kämpfe gab – auch wenn natürlich Soldaten liegengeblieben sind. Mit unserer Division sind wir zusammen mit der Sowjet-Armee bis Krakau vormarschiert. Ich habe Propaganda gemacht – zum Beispiel habe ich Flugblätter geschrieben, die dann mit Flugzeugen abgeworfen wurden.

Was stand in den Flugblättern?

Ich habe die deutschen Soldaten aufgefordert: Leistet Widerstand gegen Hitler! Streckt die Waffen! Richtet die

»…es geht darum, ob wir eine gesellschaftliche Ordnung schaffen, die human ist, die den Menschen Entwicklungs- und Lebensmöglichkeiten bietet.«

FRAGT UNS, WIR SIND DIE LETZTEN
SEITE 12

Waffen gegen Hitler! Das waren die zentralen Losungen, die sich aus dem Wirken des Nationalkomitees Freies Deutschland [11] ergeben haben. Außer mir sind natürlich noch mehr deutsche Soldaten in anderen Divisionen der sowjetischen Armee tätig gewesen, die genau das gleiche gemacht haben wie ich. Ich hatte zusammen mit einem sowjetischen Offizier und einem sowjetischen Soldaten ein Pferd und einen Wagen, eine Lautsprecheranlage, Schallplatten und ein Mikrofon. Nachts habe ich dann vom ersten Graben der sowjetischen Front in Richtung deutsche Front gesprochen. Das haben wir bis 1945 getan, meinen letzten Einsatz hatte ich in Breslau.

Von dort aus sind wir über das oberschlesisch-polnische Industriegebiet nach Deutschland gefahren und waren in der Nacht vom 10. auf den 11. Mai in Dresden. Am Denkmal für August den Starken haben wir die erste Nacht in Deutschland verbracht. Dann ging es nach Radebeul und dort hat sich unsere Einheit aufgelöst. Wir haben uns auf verschiedene Städte verteilt und Aufgaben übernommen – wir haben zum Beispiel im Ministerium oder in der Stadtverwaltung mitgeholfen.

Warum haben sich so viele Menschen für den deutschen Faschismus begeistert?

Das kann ich nicht sagen…

Aber Sie hatten doch sicherlich im Alltag mit Menschen zu tun, die sich für den deutschen Faschismus begeistert haben…

Naja, natürlich. Aber ich hatte keinen Umgang mit solchen Leuten außer den Arbeitskollegen, die in der Arbeitsfront oder in der Nazi-Partei waren. Ich hatte nichts mit denen zu tun, ich wollte nichts mit denen zu tun haben. Ich habe Mitglieder der Nazi-Partei durch die Arbeit oder andere Gelegenheiten kennengelernt, doch ich habe diese Begegnung nicht gesucht und ich habe mich mit denen nicht auseinandergesetzt. Mitbewohnern im Haus hat man natürlich auch in der Nazi-Zeit weiterhin »Guten Tag« gesagt und mit denen hat man sich auch nicht rumgestritten – die haben eben so gelebt und wir haben anders gelebt. Es hat in meiner Familie oder in der Familie meiner Frau nicht auch nur irgendwelche Verbindungen zu Nazis gegeben. Die hat's einfach nicht gegeben! Wir haben in der Zeit des Faschismus nicht die geringste Neigung gehabt, die Zeitungen der Nazis oder deren Bücher zu lesen. Wir sind fast gar nicht ins Theater gegangen, wir hatten kein Geld dazu. Wir haben nicht deren Filme geguckt, wir sind auch gar nicht mehr groß ins Kino gekommen. Diese Durchhaltefilme [12] sind alles keine Anlässe gewesen, ins Kino zu gehen. Das haben wir alles

Hans Kohoutek im Jahr 2009

nicht angeguckt.

Man muss folgendes sehen: Die Nazis haben einmal die Begeisterung der Kinder und Jugendlichen geweckt und sie mit ihren politischen Anschauungen verbunden, indem sie Ferien- und Zeltlager dazu genutzt haben um Kriegsspiele zu machen. Die Nazi-Propaganda hat ja auch von der ganzen Schulbildung Besitz ergriffen. Die Nazi-Ideologie ist jeden Tag in Form von Radio, Zeitungen und Büchern auf dem Tisch gewesen.

Die nächste Geschichte war die Arbeitsfront [13]. Und sie haben aufgerüstet: Die Aufrüstung war ja nicht nur der Aufbau der Armee – es mussten erstmal die Kasernen gebaut werden. Die Arbeitslosen haben also durch Hitler Arbeit bekommen. Es wurde ja nicht der Kasernenbau in den Vordergrund gestellt, sondern dass die Politik Hitlers ermöglicht hat, dass du Arbeit hast. Die Kaserne wurde zum Ruhm Deutschlands gebaut – und nicht zum Ruhm des Maurers. Der hatte davon weder ideell noch materiell irgendwelche Vorteile, der hätte auch Arbeit gehabt, wenn er irgendetwas anderes gebaut hätte. Es wurde nie gesagt: Dort werden später Leute einziehen, damit die gegen Frankreich, Dänemark oder Jugoslawien in den Krieg ziehen. Es wurde gesagt: Damit wird Deutschland groß gemacht. Und mit der Größe Deutschlands haben Krupp und Siemens [14] Profite gemacht und nicht der Arbeiter in Kreuzberg am Kottbusser Tor. Für den ist das nicht gemacht worden.

Was war für Sie damals der entscheidende Grund, den Nationalsozialismus abzulehnen?

Da gibt es nicht bloß einen…

»Es hat in meiner Familie oder in der Familie meiner Frau nicht auch nur irgendwelche Verbindungen zu Nazis gegeben.«

Sie können auch gerne mehrere nennen…

Die Nazis hatten mit dem Sozialismus bloß ihre Propagandazeile in dem Wort Nationalsozialismus. Einen nationalen Sozialismus gibt es natürlich, aber keinen Nationalsozialismus, denn der Sozialismus ist eine internationale Weltanschauung. Wenn Sie die Entstehung des wissenschaftlichen Sozialismus verfolgen, dann geht er zurück auf utopische Ansichten über die Weltverbesserung, über die Schaffung sozialer Gerechtigkeit.

Der Nationalsozialismus ist von uns ›Faschismus‹ [15] genannt worden – in Anlehnung an die soziale Entwicklung in Italien. Und es war nicht nur Italien: Dieselben Ansichten, die Mussolini [16] hatte, haben sich auch in Spanien breitgemacht. 1936 wurde die legal gewählte Regierung Spaniens von dem abtrünnigen General Franco [17] zerstört und das Land mit seiner Kriegspolitik überzogen. Diese Erfahrungen haben für uns natürlich eine große Rolle gespielt.

Was hat sich in Italien und Spanien abgespielt?

In Italien sind die Arbeiterorganisationen zum großen Teil verboten worden und das faschistische Regime hat sozusagen eine ›Einheitssuppe‹ gebildet und glaubte, das Volk damit satt machen zu können. Profitiert hat die italienische Bourgeoisie. Ähnliche Verhältnisse hat es in Spanien gegeben. Die Rechte der arbeitenden Menschen sind mit Füßen getreten worden.

Halten Sie die heutigen Nazis für gefährlich?

Meiner Meinung nach ist jede Form – unabhängig von der Anzahl der Mitglieder einer Partei oder einer Organisation –, die Züge des Rassismus, die Züge des Faschismus in sich birgt, eine dem Volke gefährliche und der friedlichen Entwicklung der Völker entgegenstehende, menschenverachtende Bewegung. Das, was in den Konzentrationslagern passiert ist, hat mit den Anschauungen eines katholischen oder evangelischen Christen oder eines nicht-christlichen Menschen, der andere humanistische Ideale besitzt, hat mit Menschenrechten, mit Humanismus, mit Liberalismus und dem, was man heute alles unter Demokratie versteht, nicht das Geringste zu tun.

Es geht nicht darum, wie der liebe Gott heißt oder welche religiöse Überzeugung die Menschen haben, sondern es geht darum, ob wir eine gesellschaftliche Ordnung schaffen, die human ist, die den Menschen Entwicklungs- und Lebensmöglichkeiten bietet.

Das Gespräch wurde am 12.03.2009 geführt.

ERLÄUTERUNGEN

1 Die **Proletarischen Freidenker** entstanden in Abgrenzung zur eher bürgerlichen Freidenker-Bewegung und gründeten sich 1925. Sie wurden, wie fast alle Organisationen der Freidenker, 1933 von den Nazis verboten.

2 **Franz Mehring** (1846-1919) war ein marxistischer Historiker.

3 **Rosa Luxemburg** (1871-1919) und **Karl Liebknecht** (1871-1919) waren 1918 massgeblich an der Novemberrevolution beteiligt und gründeten 1919 die KPD mit. Sie wurden kurz darauf von kaisertreuen Freikorps ermordet, die mit der SPD-Regierung kooperierten .

4 **August Bebel** (1840-1913) gründete 1869 die Sozialdemokratische Arbeiterpartei (SDAP) mit, aus der später die SPD hervorging.

5 **Clara Zetkin** (1857-1933) war eine sozialistische Politikerin und Frauenrechtlerin. Sie war Mitglied der SPD, schloss sich später der Abspaltung USPD und schliesslich 1919 der KPD an.

6 Als **Blutmai** wird die Niederschlagung der Unruhen um den 1. Mai 1929 bezeichnet. Bei den Demonstrationen der KPD wurden über 30 Menschen durch die Polizei getötet und zahlreiche verletzt.

7 **Paul von Hindenburg** (1847-1934) war ein deutscher Militär und Politiker. Als zweiter Reichspräsident der Weimarer Republik ernannte er 1933 Adolf Hitler zum Reichskanzler.

8 **Karl Friedrich Zörgiebel** (1878-1961) war ein SPD-Politiker und als Berliner Polizeipräsident mitverantwortlich für den ›Blutmai‹ 1929.

9 **Die Rote Hilfe Deutschlands** (RHD) war eine der KPD nahestehende Solidaritätsorganisation, die 1921 gegründet und 1933 von den Nazis verboten wurde. Heute besteht die Rote Hilfe e. V. als Organisation zur Unterstützung von Linken, die von staatlicher Repression betroffen sind.

10 Die **Dritte Internationale** (auch Kommunistische Internationale oder Komintern) wurde 1919 in Moskau gegründet und war ein internationaler Zusammenschluss kommunistischer Parteien. Ab Mitte der 1920er Jahre wurde sie weitgehend von der Kommunistischen Partei der Sowjetunion dominiert.

11 Das **Nationalkomitee Freies Deutschland** (NKFD) wurde von Angehörigen der Wehrmacht in Kriegsgefangenschaft und kommunistischen deutschen Emigrant_innen in der Sowjetunion gegründet. Ziel war die Befreiung Deutschlands vom NS.

12 **Durchhaltefilme** waren ein Teil der NS-Propaganda im Zweiten Weltkrieg. Sie zeigten militärische Siege und sollten möglicher Skepsis in der Bevölkerung gegenüber dem Krieg entgegenwirken.

13 Die **Deutsche Arbeitsfront** (DAF) war die nationalsozialistische Einheitsgewerkschaft und wurde 1933 gegründet. Bisherige Gewerkschaften wurden von den Nazis zerschlagen.

14 Die deutschen Firmen **Krupp** und **Siemens** profitierten beide von der Aufrüstung und Kriegspolitik im NS sowie von der Zwangsarbeit. Schon vor 1933 hatten beide die NSDAP finanziell unterstützt. Nach 1945 gab es nur völlig unzureichende Entschädigung der Zwangsarbeiter_innen.

15 Vor allem in der Sowjetunion seit 1925, nach 1945 im ganzen Ostblock, aber auch in westdeutschen Forschungsansätzen wurde im Nationalsozialismus in erster Linie eine Form des Faschismus gesehen, weshalb der Begriff **deutscher Faschismus** bevorzugt wurde.

16 **Benito Mussolini** (1883 - 1945) war Führer der faschistischen Bewegung in Italien und regierte das Land von 1922 bis 1943 als Diktator. Er kooperierte eng mit Adolf Hitler, war während des Zweiten Weltkriegs dessen Verbündeter und liess Deportationen von als jüdisch eingestuften Menschen u.a. nach Auschwitz durchführen.

17 **Francisco Franco** (1892 – 1975) war ein spanischer General und Diktator. Während des Spanischen Bürgerkriegs (1936 - 1939) wurde er von Hitler und Mussolini unterstützt. Anschliessend regierte er das Land bis zu seinem Tod als Diktator.

FRAGT UNS, WIR SIND DIE LETZTEN
SEITE 15

ANNA KÖHLER:
»Ich selber habe mich auch schuldig gefühlt.«

FRAGT UNS,
WIR SIND
DIE LETZTEN
SEITE 16

Anna Klier 1940 in Tscheljabinsk

Anna Köhler wird am 18.08.1922 als Anna Klier im Sudetengebiet [1] der Tschechoslowakei in Frankenhammer (heute Liboc) geboren. Sie wächst in Rothau (heute Rotava) auf. Ihr Vater ist Blechwalzer, ihre Mutter arbeitet zu Hause als Bandnäherin und Filetstopferin. 1931 wird ihr Vater arbeitslos und beginnt, für die Kommunistische Partei zu arbeiten. Sie besucht die Volksschule, im Anschluss die Bürgerschule und absolviert eine Lehre als Schneiderin.
1939 flieht Anna Klier mit ihrer Mutter vor den Nazis nach Schweden und schliesslich in die Sowjetunion, während ihr Vater direkt nach Moskau geht. In der Sowjetunion arbeitet sie als technische Kontrolleurin in einem Traktorenwerk sowie als Schneiderin und Näherin. 1944 wird sie Dolmetscherin in einem Kriegsgefangenenlager in Kiew.
1947 kehrt sie mit ihren Eltern nach Deutschland zurück und arbeitet in Ost-Berlin als Dolmetscherin in der Deutschen Verwaltung des Innern [2].

In was für einem Elternhaus sind Sie aufgewachsen?

Mein Vater war wenig zu Hause, weil er sehr viel für die Partei unterwegs war. Diese hat ihn auch zwei Jahre in die Sowjetunion geschickt, wo er die Lenin-Schule [3] besucht hat. Als er nach Hause kam, war es Ende 1937. 1938 mussten wir dann schon von zu Hause weg.

Und wie würden Sie Ihre Mutter beschreiben?

Meine Mutter ist streng katholisch erzogen worden, aber in den 20er Jahren mit mir aus der Kirche ausgetreten. Ich bin ja faktisch als ›Krüppel‹ zur Welt gekommen – ich habe keine richtigen Hüften. Meine Mutter hat das erst als Strafe Gottes für sie angesehen, weil sie vor der Hochzeit mit meinen Vater Geschlechtsverkehr hatte, bei dem ich gezeugt wurde. Deswegen hat sie gedacht, der Herrgott will sie bestrafen. Nachher, in den 20er Jahren, gab es in Rothau, einem Arbeiterdorf, wo nicht viele Bauern lebten und alle etwas fortschrittlicher eingestellt waren, eine Kampagne für den Austritt aus der Kirche. Sie haben die Leute überzeugt, dass es keinen Gott gibt. Da hat meine Mutter angefangen nachzudenken und sich gesagt: »Wenn er mich bestrafen wollte, warum hat er nicht mich bestraft, sondern das Kind? Das kann ja gar nichts dafür, das ist unschuldig. Also gibt es wahrscheinlich doch keinen Gott.«

Wir waren in Frankenhammer, in dem Dorf, wo ihre Familie noch lebte, und sie ist in die Kirche gegangen und hat ihren Austritt erklärt. Das ist dann am nächsten Sonntag bei der Messe bekannt gegeben worden und alle waren perplex, dass jemand aus der Kirche ausgetreten ist – keiner hat mehr mit meiner Mutter gesprochen. Wenn wir nach Frankenhammer gekommen sind, hatte sie dort keine Schulfreundinnen mehr, die Nachbarn haben sich alle von ihr abgewandt. Aber die Verwandtschaft hatte Verständnis, bei denen waren wir dann noch öfter. Ich habe meine Ferien dort verbracht, die waren in Ordnung.

Zur Entscheidung Ihrer Mutter, aus der Kirche auszutreten, kam es also dadurch, dass sie in einer Arbeiter_innensiedlung gelebt hat…

Ja, sie hatte zu dem Zeitpunkt auch schon Verbindungen zur Kommunistischen Partei und so kam sie eben zu der Überzeugung, dass es unnütz ist, an einen Gott zu glauben – dass da nichts zu erwarten ist. Dann fing sie an, sich darum zu kümmern, wie mir geholfen werden kann. Sie hat einiges unternommen: Als Baby wurde ich in Gips gelegt, mit einem Spreizgips. Da hatte ich Schmerzen und habe viel geweint. Später hat mich meine Mutter nach Karlsbad gebracht. Dort habe ich in der Klinik gelegen, mit hochgestellten Füßen und an den Füßen Gewichte dran. Aber ich hatte keine Pfannen und die Hüftköpfe sind hin und her gerutscht. Dann kam sie mal zu Besuch und hat gesehen, wie ich da liege und dass ich Schmerzen habe, und hat mich gleich wieder rausgeholt.

Meine Mutter hat schließlich erfahren, dass es in Prag einen Professor gibt, der solche Operationen macht. Sie hat es irgendwie organisiert. Mein Vater war in der Versicherung für

FRAGT UNS,
WIR SIND
DIE LETZTEN
SEITE 18

Anna Klier 1930 kurz vor ihrer Operation

Metallarbeiter – die gibt's heute auch noch: Raiffeisen – und die haben sich erst geweigert und wollten nicht bezahlen. Meine Eltern sind aber trotzdem nach Prag gefahren und haben mit dem Professor gesprochen. Er hat mich geröntgt und gesagt, ganz gut kann er es nicht machen, aber er kann etwas machen, damit es besser ist. Als mein Vater das mit der Versicherung angesprochen hat, meinte der Professor: »Machen Sie sich mal keine Sorgen, ich kriege mein Geld schon.« Das weiß ich noch heute! Ich war damals so im siebten oder achten Lebensjahr.

Es war dann wirklich besser, ich konnte wieder gehen. Ich konnte auch ziemlich weit gehen, aber musste zwischendurch immer wieder stehen bleiben, weil ich noch Schmerzen hatte. Später wurde dann noch das rechte Bein gemacht, was nicht so gut gelaufen ist wie das linke: Es tat immer mal weh und ich musste stehen bleiben und es einrenken. Das war meine Kindheit.

Das passierte alles Anfang der 1930er Jahre?

Ja, 1930 waren die beiden Operationen und 1931 konnte ich wieder zur Schule gehen.

Hatten die Kinder, mit denen Sie auf einer Schule waren, auch kommunistische Eltern?

Manche. Zu dieser Zeit war die Kommunistische Partei allerdings noch nicht sehr stark – die meisten bei uns waren Sozialdemokraten. Aber viele Kinder auf meiner Schule waren Arbeiterkinder.

Waren dort auch Faschist_innen?

Sicher. In Rothau waren auch die Kinder der Henlein-Leute [4].

Waren Sie in kommunistischen Jugendorganisationen?

Bei uns gab es eine Pionierorganisation, in der ich drin war. Aber als ich aus der Schule kam, war bei uns die kommunistische Jugendorganisation verboten…

…in welchem Jahr wurde sie verboten?

Das weiß ich nicht, aber es muss Mitte der 30er Jahre gewesen sein. Die Jugendorganisation der Partei hieß dann einfach Deutscher Jugendbund. Obwohl man das ja verwechseln kann mit dem Henlein-Bund. Die Henlein-Leute wurden in den 30er Jahren immer stärker und ich hörte immer, wie sie auf ihren Demonstrationen riefen: »Wir wollen heim ins Reich! Wir wollen heim ins Reich!« [5]

Henlein war der, der die Deutschen im Sudetengebiet dazu brachte, dass sie verlangen, an Deutschland angeschlossen zu werden [6]. Viele waren dafür. Jedenfalls die, die ein bisschen besser da standen – die wollten alle nach Deutschland.

Wenn sich heute Deutsche aus dem Sudetengebiet als Vertriebene bezeichnen, frage ich mich: Ja, was wolltet ihr denn? Ihr wolltet doch ›heim ins Reich‹! Das sind meist die, die damals am lautesten geschrien haben. Die sind doch nur wütend, weil sie ihre Häuser nicht mitnehmen konnten.

War Ihre Familie auf Grund der Arbeit ihres Vaters für die Kommunistische Partei von Repression betroffen?

Ja, aus meiner Kindheit habe ich noch eine Erinnerung daran, wie mein Vater eingesperrt wurde. Die Gendarmen haben bei uns eine Hausdurchsuchung gemacht. Ich war da gerade alleine zu Hause. Sie wollten zu uns rein, aber ich habe sie nicht hereingelassen. Kurze Zeit später kamen sie mit meinem Vater an, denn sie wussten, wo er arbeitet. Einer hat mich durch das Fenster gesehen und mein Vater meinte dann, dass ich aufmachen soll. Naja, da habe

»Wenn sich heute Deutsche aus dem Sudetengebiet als Vertriebene bezeichnen, frage ich mich: Ja, was wolltet ihr denn?«

»Mein Vater kam plötzlich und sagte: ›Wir fahren nach Prag.‹«

ich die Tür aufgemacht.

Sie haben ziemlich lange gesucht und eine kleine Rolle Flugblätter der Partei in der Aktentasche meines Vaters gefunden. Ein paar Tage später haben sie ihn geholt und er saß fünf Monate in Untersuchungshaft. Sie wollten unbedingt wissen, woher er die Flugblätter hat, aber mein Vater hat immer gesagt: »Ich weiß nicht, woher sie kommen, sie wurden mir per Post zugesandt.«. Es gab einen Prozess und er bekam sechs Monate Zuchthaus – das war 1933. Weil er aber schon fünf Monate in Untersuchungshaft gesessen hatte, durfte er nach der Verhandlung erst einmal nach Hause gehen und sollte den einen Monat später absitzen.

Ein Genosse der Partei, der mit bei der Verhandlung war, hat sofort bei der Partei-Kanzlei angerufen, als er hörte, dass mein Vater nach Hause kann. Sie haben beschlossen, einen großen Empfang zu machen und haben in allen Dörfern angerufen, wo Leute aus der Partei saßen. Als mein Vater abends nach Hause kam, war der ganze Bahnsteig voller Leute. Der Bahnhofsvorsteher wollte schon die Gendarmerie rufen, weil er Angst gekriegt hat!

Wie hat sich Ihr Leben durch den Anschluss des Sudetengebietes ans Deutsche Reich geändert?

Ich war nicht zu Hause, als der Anschluss stattgefunden hat. Wir waren im tschechischen Gebiet. Das war so: Als es immer gefährlicher wurde und man jeden Tag damit rechnen musste, dass die Faschisten einmarschieren, hat mein Vater die Weisung bekommen, mit seiner Familie ins tschechische Gebiet zu kommen. Er hatte ja auch Verbindungen nach Prag zum Zentralkomitee der Partei und dann sind wir also mit anderen dorthin. Mein Vater kam plötzlich und sagte: »Wir fahren nach Prag«.

Dann waren wir in Prag untergebracht und nach einer gewissen Zeit hieß es, dass wir in ein Lager für Flüchtlinge müssen. Wir sind nach Herálec bei Humpolec gefahren, das liegt zwischen Böhmen und Mähren. Erst einmal haben wir in einer Gaststätte geschlafen und dann wurden wir aufgeteilt und wir kamen auf ein Bauerngrundstück, wo ein Haus wie eine Villa stand. Dort haben wir dann gelebt, so ungefähr von Ende 1938 bis Anfang 1939. Mein Vater sollte nach Frankreich, um dort weiterzukämpfen. Das hat allerdings nicht geklappt, weil die ganzen Spanienkämpfer dorthin gekommen sind und sie haben keine Leute aus der Tschechoslowakei mehr aufgenommen.

Einige von unseren bekannten Genossen sind nach England gegangen. Meine Mutter und ich sind nach Schweden gekommen und mein Vater musste in der Tschechoslowakei bleiben. Er war auch noch dort, als die ganze Tschechoslowakei von Deutschen besetzt war. Er hat mit einem anderen Genossen den Auftrag bekommen, sich in die Sowjetunion durchzuschlagen. Dann ist er

»Als wir in Moskau waren, wurde gerade die Oktoberrevolution gefeiert und meine Mutter hatte die Möglichkeit, auf der Tribüne zu sein. Die war natürlich sehr begeistert.«

mit dem Genossen über die polnische Grenze gegangen und eine Nacht in einem Wartesaal geblieben, während der Genosse spazieren ging. Mein Vater war ein dunkler Typ und wenn er sich ein paar Tage nicht rasiert hat, dann sprossen die Haare und er sah aus wie ein Landstreicher. Außerdem musste er bei der Überquerung der Grenze durch einen Bach hindurch und war ziemlich nass – und so saß er dann im Wartesaal mit nassen Klamotten und seinem Bart. Als eine Patrouille kam, wurde er natürlich sofort festgenommen.

Was ist mit ihm passiert?

Die Polen haben noch mit Deutschland sympathisiert und wenn sie Leute bekamen, die in die Sowjetunion wollten – also Kommunisten –, dann haben sie diese an Deutschland ausgeliefert. Also haben sie meinen Vater ausgefragt: »Sie wollen doch bestimmt nach Moskau?« »Nein.«, hat mein Vater gesagt, »Was soll ich denn in Moskau?« Zum Glück hatte er schon einen Brief von uns in der Tasche, dass wir in Schweden sind, und so hat er den Brief gezeigt und gesagt: »Hier, meine Familie ist in Schweden, ich will nach Schweden.« Das hat ihn gerettet. Er durfte nach Warschau fahren und dort ging er auf die sowjetische Botschaft, die schon Bescheid wussten, weil der andere Genosse schon da gewesen war. Es hat geklappt und er ist nach Moskau gekommen. Wir wussten

Das Haus der Familie von Anna Klier in Rothau (heute Rotava)

FRAGT UNS, WIR SIND DIE LETZTEN
SEITE 21

nicht, ob er durchgekommen ist, und haben uns natürlich sehr gefreut, als der erste Brief gekommen ist.

Wie ist es Ihnen in Schweden ergangen?

In Schweden ist es uns eigentlich gut ergangen. Wir sind mit Hilfe der Internationalen Frauenliga [7] nach Schweden gekommen, der viele schwedische Lehrerinnen angehörten, und ich muss heute noch staunen, wie gut das alles organisiert war. Die haben dafür gesorgt, dass wir das Einreise- und Ausreisevisum bekamen, die haben die Fahrkarten bezahlt und eine ist sogar gekommen und hat uns abgeholt und auf der Reise begleitet. Ich habe in Schweden als Haushaltshilfe für zwei Lehrerinnen gearbeitet, sauber gemacht und gekocht.

Von wann bis wann waren Sie genau in Schweden?

Das ging von März 1939 bis Oktober 1939. Inzwischen hatte sich mein Vater gemeldet und er leitete dann ein, dass wir in die Sowjetunion kommen. Eines Tages wurde ich dahin geholt, wo meine Mutter arbeitete. Ein Rechtsanwalt hat für uns Fragebögen ausgefüllt, die dann an die sowjetische Botschaft gingen. Das hat die Frauenliga alles für uns erledigt.

Dann war es so weit und wir sind wieder nach Stockholm gefahren. Dort wurden wir auf ein Schiff gebracht, das uns von Stockholm rüber nach Turku bringen sollte. Und von Turku sind wir dann mit der Bahn nach Helsinki gefahren und in einen Zug umgestiegen, der über die finnisch-sowjetische Grenze nach Leningrad fuhr. Ein paar Wochen später fing der Krieg mit Finnland an – wir hatten es gerade noch so geschafft.

Dann kamen wir nach Moskau und man hat uns vom Bahnhof abgeholt und ins Hotel Metropol gebracht. Im Metropol haben viele Emigranten gewohnt – das war quasi das Hotel für Emigranten. Als wir in Moskau waren, wurde gerade die Oktoberrevolution [8] gefeiert und meine Mutter hatte die Möglichkeit, auf der Tribüne zu sein. Die war natürlich sehr begeistert.

Ist Ihr Vater in die Rote Armee gegangen oder hat er weiterhin gearbeitet?

Der hat gearbeitet. Er war ja Metallarbeiter und ist in ein Traktorenwerk nach Tscheljabinsk geschickt worden. Dort hat er erstmal an einem Schmiedehammer gearbeitet. Später, als dann schon Krieg war, ist mein Vater an eine Metallhobelmaschine gekommen und hat Teile für Panzer abhobeln müssen. Der Betrieb fing an, Panzer anstatt Traktoren zu machen. 1943 ist er dann einberufen worden, das wurde von der Partei organisiert. Er hat in einem Frontlager in der Ukraine mit deutschen Kriegsgefangenen gearbeitet.

Was hat er dort genau gemacht?

Er hat politische Arbeit gemacht: Er hat Diskussionen mit deutschen Kriegsgefangenen durchgeführt. 1944, als dann Kiew befreit war [9], haben wir auch ein Schreiben bekommen und sollten dorthin fahren. Als wir in Kiew waren, war mein Vater schon nicht mehr da. Er war schon weiter vorne, wo die Front war.
Ich habe dann in dem Lager als Dol-

Anna Klier 1935 mit ihren Eltern Anna und Josef

metscherin gearbeitet. Dort waren ja auch Leute von der Armee, Aufklärungsdienste, die mit den deutschen Gefangenen sprechen wollten. Die haben sie gefragt, wo sie herkommen, welche Industrie es gibt usw.

Wie haben die Gefangenen auf Sie reagiert?

Eigentlich nicht besonders. Manche haben gefragt: »Woher sprechen Sie so gut deutsch?«, weil man ja gehört hat, dass ich nicht aus Deutschland kam. Und dann habe ich ihnen gesagt, woher ich komme und sie waren zufrieden.

Anfeindungen gab es also nicht?

Nein, gar nicht. Sie hatten ja auch gar keinen Grund, denn die Kriegsgefangenen wurden gut behandelt. Wir haben darüber gestaunt, dass die Kriegsgefangenen besser verpflegt wurden als die Zivilbevölkerung damals in Kiew. Die hatten wenig zu essen, aber die Kriegsgefangenen bekamen ihre volle Ration und da durfte nichts dran

gerüttelt werden. Ich habe mal gefragt, wie sie das machen. Da hat der Leiter des Kriegsgefangenenlagers zu mir gesagt: »Wir richten uns nach den Genfer Konventionen [10] und wollen uns nichts nachsagen lassen.«

Wie lange sind Sie in Kiew geblieben?

In dem Lager war ich von Anfang 1944 bis Ende 1947.

Wie haben Sie dann in dem Lager den Sieg über Nazi-Deutschland erlebt?

Der 9. Mai [11] kam über's Radio, wir haben gehört, dass Frieden geschlossen wurde. Wir hatten das ja schon erwartet. Ich bin in die Stadt gegangen in dem Glauben, dass wahrscheinlich viel los sein wird, aber die Menschen sind gar nicht auf die Straßen gegangen. Viele haben zu Hause gesessen und geweint um ihre Leute, die gefallen sind.

Ich selber habe mich ja auch schuldig gefühlt. In Tscheljabinsk bin ich mal gefragt worden, woher ich komme, denn man hat gehört, dass ich keine Russin bin – ich habe ja einen Akzent gehabt. Da habe ich gesagt: »Ich bin Deutsche.« »Was?« sagt er, »Du bist Deutsche und du läufst noch frei herum?« Wenn ich dann sagte »Naja, aber ich komme ja aus der Tschechoslowakei.«, dann war das für sie verständlicher, dass ich noch frei war. Aber trotzdem…

Unsere Wirtin, bei der wir gewohnt haben, die hat auch ihren Mann an der Front verloren. Der ist hier gefallen, in Deutschland, auf den Seelower Höhen. Für die war es natürlich auch schwer, als dann Frieden war und der Mann war weg.

»Die Leute waren arbeitslos, aber die Emigranten haben wir mit durchgefüttert – sie wurden jeden Tag bei jemand anders zum Essen eingeteilt.«

Als Sie zurückkamen, sind Sie nach Ost-Berlin gegangen. War das eine bewusste Entscheidung?

Naja, was heißt bewusst? Wir sind rübergeschickt und ans Zentralsekretariat verwiesen worden und die haben dann festgelegt, wo wir arbeiten sollten, und dort haben wir dann gearbeitet. Da waren wir dann faktisch voll integriert. Es wurde gesagt: Geht mal in die Deutsche Verwaltung des Innern.

Wir mussten eine Aufenthaltsgenehmigung für Berlin bekommen. Gerade zu der Zeit wurden nur noch Leute aufgenommen, die aus Schlesien kommen oder Ostpreußen. Und dann waren wir bei der Kaderverwaltung der Deutschen Verwaltung des Innern. Wir mussten irgendwas machen, damit wir eine Zuzugsgenehmigung bekamen. Die Kaderverwaltung gab uns einen Antrag zum Ausfüllen und sagte, wir sollen zum Leiter des Sekretariats gehen, der weiß schon, wie das gemacht wird. Dann sind wir dahin und der hat die Anträge für uns ausgefüllt. Und nun sagte er: »Wir müssen irgendwie den Eindruck erwecken,

dass ihr aus Schlesien kommt oder jedenfalls aus Osten, sonst kriegt ihr hier keine Genehmigung.« Wir haben gesagt: »Naja, dann kommen wir aus Breslau oder so.« Doch er sagte: »Dort ist es aber üblich, dass man zwei oder drei Vornamen hat!« Wir hatten alle nur einen Vornamen und haben uns dann einfach alle noch einen Vornamen ausgesucht und er hat noch einen dazugeschrieben und so sind wir als Schlesier eingetragen worden.

Das war Anfang 1948. Ab dann haben wir bei der Deutschen Verwaltung des Innern gearbeitet. Mein Vater arbeitete in der Kaderabteilung, wo es eine Kommission zur Entnazifizierung [12] gab und da haben sie ihn mit hereingenommen. Ich war im Sekretariat des Präsidenten – als Dolmetscherin.

Sie kommen aus einer kommunistischen Familie und waren dadurch fast automatisch eine Gegnerin des Faschismus. Können Sie mir dennoch Gründe dafür nennen, dass Sie die Nazis abgelehnt haben?

Natürlich, man hat ja gehört, was die Faschisten in Deutschland anrichten. Dass sie die Kommunisten einsperren, dass sie sie hinrichten. Zum Beispiel gab es bei uns eine Kampagne gegen die Hinrichtung der ersten Frau, der Liselotte Hermann [13]. Es wurde bei uns für die Befreiung dieser Leute gekämpft. Das haben wir als Kinder auch mitgekriegt.

Dann sind zu uns viele Emigranten gekommen. Die Leute waren arbeitslos, aber die Emigranten haben wir mit durchgefüttert – sie wurden jeden Tag bei jemand anders zum Essen eingeteilt. Es kamen natürlich auch welche zu meiner Familie und die Emigranten haben sich auch immer ein wenig um uns, die Kinder, gekümmert. Einer hat uns zum Beispiel die ganzen revolutionären Spanienlieder beigebracht, ein anderer hat mit uns über Deutschland und Hitler gesprochen.

Manche Emigranten kamen aus Deutschland und wurden nach Prag weitergeleitet. Andere kamen aus Prag und sollten Nachrichten nach Deutschland übermitteln, trafen sich dort mit jemandem und gingen dann wieder zurück.

Haben Sie auch jüdische Emigrant_innen getroffen?

Nein, meistens waren es Kommunisten. Aber einmal kam Jan Koplowitz [14] zu uns, als er von Prag aus nach Deutschland geschickt wurde. Der war zwei- oder dreimal bei uns.

Das Gespräch wurde am 15.06.2010 geführt.

ERLÄUTERUNGEN

1 **Sudetenland** bezeichnete in den 1920er und 1930er Jahren ein Gebiet entlang der Grenzen der damaligen Tschechoslowakei zu Deutschland und Österreich. Hier befanden sich Bevölkerungsgruppen mit unterschiedlichen sprachlichen Zugehörigkeiten, weswegen das Gebiet umstritten war.

2 Die **Deutsche Verwaltung des Innern** wurde 1946 auf Veranlassung der SED zur Koordination der Polizei in der Sowjetischen Besatzungszone gebildet. Später ging aus ihr in der DDR das Ministerium für Staatssicherheit hervor.

3 Die **Internationale Lenin-Schule** war eine Ausbildungsstätte der Komintern in

FRAGT UNS, WIR SIND DIE LETZTEN SEITE 25

Moskau. Die Schule wurde 1926 gegründet und bestand bis 1938. Es wurden ca. 3500 Kommunist_innen aus 59 Ländern ideologisch ausgebildet, welche von ihren Parteien an die Schule entsandt wurden. Die meisten von ihnen kamen aus Deutschland.

4 Unter der Führung von **Konrad Henlein** wurde am 1. Oktober 1933 die Sudetendeutsche Partei (SdP) als Sudetendeutsche Heimatfront gegründet und 1935 in SdP umbenannt. Ab 1937 war der Anschluss der Sudetengebiete an das nationalsozialistische Deutsche Reich offiziell Ziel der Partei. Im Oktober 1938, nach der Eingliederung der Sudetengebiete in das Deutsche Reich, wurde die SdP unmittelbar der NSDAP unterstellt.

5 **»Heim ins Reich«** war eine beliebte NS-Parole, die u.a. einen Anschluss des Sudetenlands und Österreichs an das Deutsche Reich forderte.

6 In der **Sudetenkrise** im Vorfeld des 2. Weltkriegs eskalierte die Auseinandersetzung zwischen der Tschechoslowakei und dem Deutschen Reich um das Sudetenland. Die Krise führte letztendlich zur widerstandslosen Besetzung der Tschechoslowakei durch das nationalsozialistische Deutschland.

7 Die **Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit** ist eine internationale nichtstaatliche Organisation. Sie wurde 1915 in den USA gegründet und setzt sich international für Frieden und Frauenrechte ein.

8 Als **Oktoberrevolution** wird die gewaltsame Machtübernahme in Russland durch die kommunistischen Bolschewiki im Herbst 1917 bezeichnet. Sie beseitigte die aus der Februarrevolution hervorgegangene Übergangsregierung. Der Oktoberrevolution folgten der Russische Bürgerkrieg (1917-1922) und 1922 schliesslich die Errichtung der Sowjetunion.

9 Die **Befreiung Kiews** durch die Rote Armee fand am 05.11.1943 statt. Traurige Berühmtheit erlangte die Schlucht von Babij Jar in der Nähe von Kiew, in der nationalsozialistische ›Einsatzgruppen‹ 1941 innerhalb von zwei Tagen über 33.000 als jüdisch eingestufte Menschen erschossen.

10 Die **Genfer Konventionen** sind eine wichtige Komponente des Völkerrechts. Sie enthalten für den Fall eines Krieges Regeln für den Schutz von Personen, die nicht an den Kampfhandlungen teilnehmen. Hierzu zählen auch Kriegsgefangene. Die Wehrmacht liess im Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion über drei Millionen Kriegsgefangene bewusst verhungern.

11 Am **8. Mai 1945** trat die am 7. Mai unterzeichnete bedingungslose Kapitulation der Wehrmacht in Kraft. In der Sowjetunion wurde dies erst einen Tag später verkündet, weswegen dort der 9. Mai, der »Tag des Sieges«, als Feiertag eingeführt wurde.

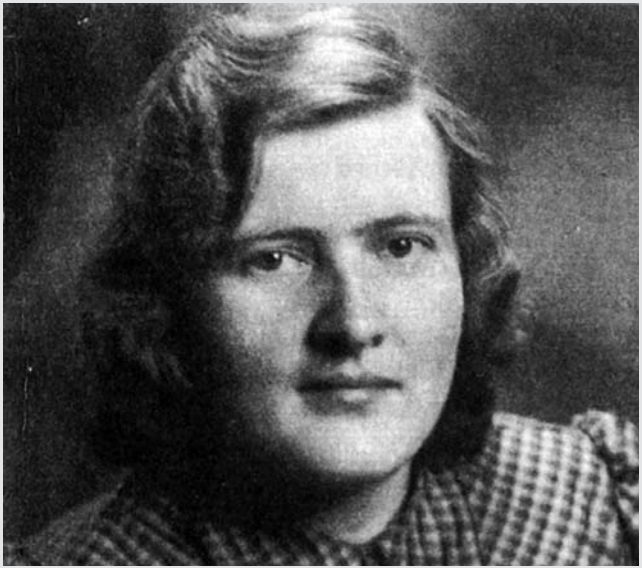
12 Die **Entnazifizierung** war eine Zielsetzung und ein Massnahmenbündel der vier Siegermächte nach ihrem Sieg über das Deutsche Reich. Die deutsche und österreichische Gesellschaft sollte von allen Einflüssen des NS befreit werden. In der Sowjetischen Besatzungszone wurde dies weitgehend umgesetzt, während es in den Gebieten der späteren BRD zahlreiche personelle Kontinuitäten in Wirtschaft, Justiz, Politik und Polizei gab.

13 **Liselotte Herrmann** (1909-1938) war eine kommunistische Widerstandskämpferin während der Zeit des Nationalsozialismus, die 1938 in Berlin-Plötzensee hingerichtet wurde.

14 **Jan Koplowitz** (1909-2001) war ein jüdischer Schriftsteller und Kommunist, der 1939 vor der einrückenden Wehrmacht aus Prag floh.

FRAGT UNS, WIR SIND DIE LETZTEN
SEITE 26

ILSE HEINRICH:
»Mit Hunger, mit Kälte und mit Arbeit wollten sie uns vernichten!«



Ilse Zietz im Jahr 1947

Ilse Heinrich, geborene Zietz, wird 1924 in Hornsdorf bei Wismar geboren. 1928 stirbt ihre Mutter an Tuberkulose. 1939 schliesst sie die Schule ab, kann aber aus Geldmangel keine Ausbildung aufnehmen und muss bei einem Bauern arbeiten. Immer wieder reisst sie aus und wird von der Polizei aufgegriffen, die sie deshalb als ›arbeitsscheu‹ klassifiziert. 1943 wird sie ins Arbeitshaus [1] Güstrow eingewiesen, bevor sie 1944 als ›Asoziale‹ [2] ins Konzentrationslager Ravensbrück [3] überstellt wird.
Sie überlebt das Lager und bringt 1947 eine Tochter zur Welt. Das Kind wird vom Vater zur Adoption freigegeben. 1948 bekommt sie eine zweite Tochter. 1951 geht Zietz nach Berlin, wo sie ihren Mann kennen lernt, mit dem sie zwei weitere Kinder bekommt.

FRAGT UNS, WIR SIND DIE LETZTEN
SEITE 27

»Sie müssen sich vorstellen, ich war wie so ’n Stück Vieh, was umhergejaucht wird und in jede Ecke immer reinkriecht und wieder los läuft.«

Erzählen Sie uns doch, wie Sie aufgewachsen sind!

Ich war ja eine ›Asoziale‹. Was heißt ›asozial‹? Das war bei Hitler so: Ich bin auf dem Lande geboren. Und ein Landmensch kriegte keinen Zuzug in der Stadt. Man durfte in die Stadt nicht reinziehen, man durfte in der Stadt nicht arbeiten. Und ich hatte eine ganz schwere Kindheit, weil ich eine Stiefmutter gekriegt hab. Meine Mutter ist gestorben, da war ich vier Jahre alt. Und wie die Frau dann ins Haus kam, hab ich mich natürlich immer gewehrt. Meine Mutter hat mir sehr viel Liebe gegeben, die wusste, dass sie sterben muss, die hatte TBC. Sie musste unweigerlich sterben. Nach einem Jahr hat mein Vater dann eine Frau wieder reingeholt ins Haus. Und ich hab immer gesagt: »Du bist nicht meine Mutter, du bist nicht meine Mutter!« Schon gab es böses Blut. Ich musste auch mit auf’s Feld und alles, und ich hab’ von Anfang an keine Feldarbeit gemocht, ich war nicht dafür geeignet, ich war ein Stadtmensch. Ich wollte ja in die Stadt reinziehen und auch dort wohnen und lernen. Alles war verboten bei Hitler. Ich wollte Schiffsschwester werden oder Säuglingsschwester. Mein Vater hat immer gesagt: »Ich hab kein Geld.« Nur mein Bruder hat was lernen können, der war besser in der Schule. Ich war eben immer das Stiefkind. Naja, und wie ich zur Schule kam, da hat meine Stiefmutter gesagt: »Raus mit dir aus’m Haus!« Beim fremden Bauern musste ich arbeiten. Was hab ich gemacht? Ich bin stiften gegangen, denn das war ja noch schlimmer.

Haben Sie mitbekommen, wie ihr Vater und ihre Stiefmutter politisch standen zu dieser Zeit? Wie Sie sich verhalten haben während des NS?

Ach! So politisch? Gar nicht. Die haben nur ihre Küche und ihre Pferde oder ihre Ochsen im Kopf gehabt. Oder ihre Schweine. Politisch waren die überhaupt nicht. Auf dem Lande schon gar nicht. Klar, da gab es ab und zu mal einen Bauern, der in der Partei war oder was, aber mein Vater nicht, meine Eltern nicht.

Hatten Sie selber eine Meinung zu den politischen Ereignissen damals? Hatten Sie Menschen, mit denen Sie sich über solche Dinge austauschen konnten?

Nein, nein. Politisch war ich schon gar nicht. Ach wo! Einen Freundeskreis hatte ich auch nicht. Sie müssen sich vorstellen, ich war wie so ’n Stück Vieh, was umhergejaucht wird und in jede Ecke immer reinkriecht und wieder los läuft.

Wie ging das weiter, nachdem Sie immer wieder vom Bauern abgehauen sind?

Ilse Heinrich im Jahr 2001

Ich bin immer abgehauen zu einer Familie mit elf Kindern, die haben mir geholfen, die hatten immer einen Teller Essen. Die Frau war alleine mit den elf Kindern, der Mann war eingezogen. Das waren so fünf, sechs Kilometer von zu Hause weg.

Das war so ein bisschen Ihr zweites zu Hause?

Sozusagen. Aber ich hatte ja keine Aufenthaltsgenehmigung. Das war ja verboten vom Lande in die Stadt. Die Polizei hat mich immer wieder aufgegriffen. Und das ging hin und her bis sie gesagt haben: »Jetzt ist Schluss!« Dann haben sie mich erst mal vier, fünf Monate in Wismar eingesperrt und dann kam ich ins Arbeitshaus nach Güstrow. Ich bin dort von der Polizei hingebracht worden. Es gab dort einen riesigen Saal und da hatten wir unsere Betten. Wir hatten eine Anstaltskleidung, einen schwarzen Rock und so 'ne weiße Schürze. Die haben wir, wenn wir sie gewaschen hatten, nachts unter uns gelegt. Dann waren die am nächsten Morgen schön gebügelt. Das weiß ich noch wie heute. Das Essen war auch nicht schlecht. Und dort musste ich wieder beim Bauern arbeiten. Aber das hat Spaß gemacht, weil wir mehrere waren. Und '44 Anfang August hieß es dann: »Morgen kriegst du deine Sachen!« Da habe ich gedacht: »Du kommst ja nach Hause!« Naja, ich kam nicht nach Hause. Jedenfalls ging es nach dem Güterbahnhof. Die Grüne Minna, sagen wir immer, die stand schon auf dem Schlosshof. Und da haben wir schon gesehen: wieder Zellen. Man war ja in dem Glauben: Ich komm nach Hause. Und dann auf dem Bahnhof gingen die Güterzüge auf und da haben wir schon gesehen, was da drin war. Aber man wusste immer noch nicht, was passiert.

In den Güterzügen waren schon andere Gefangene?

»Da wussten wir, was uns passiert: Hier kommste nicht mehr raus.«

FRAGT UNS, WIR SIND DIE LETZTEN
SEITE 29

»Das sind ja halbe Tote schon, die hier rumlaufen!«

Oh! So lang wie der Zug war alles schon voll, der kam ja sonst woher schon. Was weiß ich. Und bei uns haben sie Station gemacht, uns nochmal dazu. Schrecklich! Nachher in Fürstenberg hat man erst gesehen, als alle Waggons aufgegangen sind, was da rausgeströmt kam. Jedenfalls kamen wir dann in den Zug rein und in Fürstenberg kamen wir dann alle raus und dann mussten wir uns aufstellen, zu fünft in einer Reihe. Immer noch wie im Traum, man wusste ja nicht, was passiert. Und dann nicht durch Fürstenberg durch, sondern um die Stadt rum. Die Leute sollten uns ja nicht sehen. Und dann kamen wir da an, in Ravensbrück, da am Tor.

War Ihnen bewusst, in welche Gefahr Sie sich da bringen können mit dem Weglaufen? Also, dass sie ins Gefängnis kommen könnten?

Ja, ich wusste ja, dass sie mich schnappen.

Wussten Sie auch, dass die Gefahr besteht, dass Sie in ein Konzentrationslager gebracht werden? Wussten Sie, dass es so etwas gibt?

Nein, man hat nicht gewusst, dass es so was überhaupt gibt. Wir haben es erst gewusst in dem Moment, als wir durch das Tor rein kamen und die Haare runter kriegten. Da wussten wir, was uns passiert: Hier kommste nicht mehr raus. Aber vorher wusste man nichts. Nichts!

Wurden alle aus dem ›Arbeitshaus Schloss Güstrow‹ nach Ravensbrück gebracht?

Nein, es sind auch noch welche entlassen worden. Ich hab ja auch gedacht: Oh, jetzt kommst du nach Hause, als die sagten: morgen gibt es die Sachen.

Und wie ging es weiter, nachdem Sie in Ravensbrück angekommen sind?

Sie werden ja hören, was ich jetzt erzähle. Es ist ein Wunder, dass ich noch lebe heute. Wir kamen dann da an, ans Tor, aber nicht rein ins Lager, sondern gleich ins Bad. Und dann mussten wir uns auf einen Stuhl setzen und dann kamen die Haare runter und wir mussten uns splitternackt ausziehen. Ein SS-Offizier hat da in der Ecke gesessen. Oh, das war uns so peinlich. Uns als Frauen, sich da nackt auszuziehen, und dann rauf auf den Stuhl und die Haare runter. Dann sind wir eingekleidet worden. So ein gestreiftes Kleid, ein Oma-Schlüpfer und dann so ’ne Holzklotschen, das war alles. Wir hatten ’44, ’45 so einen strengen Winter. Dann am Wasser, am See, und so hoch der Schnee! Man hat abgebaut, von Stund’ auf, wo man reinkam, hat der Körper abgebaut! Vor Hunger, vor Kälte! Wir waren ja damals Haut und Knochen! Ich kam dann rein ins Lager und dachte mir: »Lieber Gott, wo bist du hier? Was ist denn das, was läuft hier rum? Das sind ja halbe Tote schon, die hier rumlaufen!« Mit wem sollte man sprechen? Jedenfalls kam man dann in eine Baracke. Mein Bett war im dritten Stock, die Betten waren da doch

dreistöckig. Wir hatten, wie ich schon sagte, einen ganz strengen Winter. Im dritten Stock konnte man gerade so reinkriechen und sich umkippen und mit der dünnen Decke sich zudecken. So hoch die Eiszapfen über'm Kopf! Man wurde gar nicht warm. Dann ging schon wieder die Ule. Wir sagen immer Ule, die Sirene, Appell stehen mitten in der Nacht! Das Sprichwort war ja: »Mit Hunger, mit Kälte und mit Arbeit wollten sie uns vernichten!« Mehr brauch ich nicht sagen. Und dann haben wir manchmal zwei, drei Stunden im Schnee gestanden. Wir haben gefroren. Und dann der Hunger immer! Also man kann sich das gar nicht vorstellen, wenn man so umgebracht werden soll.

Und welche Arbeiten mussten sie im Lager verrichten?

Meine erste Arbeit war im Hofkommando. Hofkommando muss man sich so vorstellen: Wir haben die Baracken sauber gemacht und die Abfalltonnen von der Küche gelehrt usw. Und da hab' ich meine erste Strafe gekriegt von den Dreien. Zwar hab ich aus der Mülltonne eine Kartoffel genommen, an der noch so eine kleine Ecke dran war. Die hab ich gegessen. Und das hat die SS-Frau gesehen. Den Namen hab' ich mir gemerkt: Die Bergmann. Da hat sie das gemeldet und dann musste ich acht Tage abends in der Ecke stehen und zugucken, wie die anderen gegessen haben. Und wenn die eine Mahlzeit wegfällt, wo man schon so einen Hunger hat, da kann man sich vorstellen: der Körper geht parterre. Das war die

»Mit Hunger, mit Kälte und mit Arbeit wollten sie uns vernichten!«

erste Strafe. Und die zweite, da hab ich in der Strickerei gearbeitet. Wir haben da Strümpfe gestrickt. Und ich hab das nicht begriffen mit der Maschine. Da hat die SS-Frau gedacht: »Die stellt sich bloß blöde an, das Aas will nicht!« Dann hat sie mich rausgenommen, vor die Baracke, der Schnee so hoch, kalt, bitterkalt, der Körper war schon geschwächt, da musste ich da draußen stehen. Da ist sie gekommen mit einem Eimer Wasser, den hab ich auf den Kopf gekriegt. Da musste ich so lange stehen, bis das angetrocknet war! Im Schnee! Also, man war schon wie von Sinnen. Dann hat sie mich reingeholt mit den nassen Klamotten, die mussten am Körper trocknen. Vernichtungslager durch und durch! Das war meine zweite Strafe und die dritte, na, da hab ich sowieso gedacht: er schlägt dich tot. Da hab ich in der Schneiderei gearbeitet. Wir haben Militäranzüge genäht, diese Tarnanzüge. Und ich bin noch nie an einer elektrischen Maschine am Fließband gesessen. Vor allen Dingen dürfen sie nicht vergessen: man hat Angst! Weil ein SS-Mann immer in der Mitte lang gelaufen ist mit seiner Peitsche. Weil ich so verkrampft war und Angst hatte, konnte ich nicht nähen und konnte die Anzüge nicht weiterschieben und der vor mir hatte keine Arbeit. Mein Haufen wurde immer höher und das hat der SS-Mann gesehen. Und dann hat er mich rausgeholt von der Maschine in den Gang da, und dann hab ich gekriegt, dann hab ich gekriegt! Ich hab gedacht: »Er schlägt dich tot!«

»Vernichtungslager durch und durch!«

Und ich habe erlebt, gesehen mit eigenen Augen, wie er eine Kameradin genommen hat am Genick, und den Schädel auf die Maschine gehauen hat! Das Blut ist nur so gespritzt. Es ist wahr, was ich ihnen erzähle, was ich erlebt habe. Na, jedenfalls sollten wir kaputt gemacht werden, es passt ja alles zusammen.

FRAGT UNS, WIR SIND DIE LETZTEN SEITE 32

Hat das Stigma »Asozial« im Lager und eventuell auch unter den Gefangenen eine Rolle gespielt?

Also da haben sie eigentlich nicht viel Unterschied gemacht, da waren wir alle gleich. Die Behandlung war gleich. Aber mit den polnischen Frauen haben sie solche Versuche gemacht. [4] Die Beine aufgeschnitten und dann was reingestreut und dann wieder zugenäht. Kinder wurden geboren, die wurden doch gleich in den Ofen geschmissen! Die wurden der Mutter weg gerissen und rein in Ofen! Es ist

Ilse Heinrich und Charlotte Kroll im Jahr 2009 auf dem Gelände des Kapitulationsmuseums in Berlin-Karlshorst

wahr! Kann man sich gar nicht vorstellen, es ist wahr!

Haben sie diese Verbrechen im Lager mitbekommen, oder haben sie das nach dem Krieg erfahren?

Nein, das hab ich später erfahren, ich hab das nicht mitgekriegt.

Und wie haben Sie das Lager am Ende überlebt?

Am Ende haben sie ja gemerkt: Der Russe ist im Anmarsch. Da fingen sie an die kleinen Nebenlager aufzulösen und haben die Häftlinge zu uns rein getan. Das Essen wurde noch weniger. Zu fünft haben wir auf einer Pritsche geschlafen und man musste warten bis einer aufgestanden ist, dass man sich hinlegen konnte. Das letzte Ende war schrecklich. Aber am Ende sollte ich doch nicht sterben. Ich war nicht mehr mit auf dem Todesmarsch [5], den hätte ich sowieso nicht überlebt. Ich lag nämlich schon bei den 3.000 Toten.

Sie waren am Ende im Krankenrevier?

Ja, bei den 3.000. Das war wohl meine Rettung, denn ich wäre ja unterwegs auch zusammengeklappt.

Die Nazis sind mit denen, die noch laufen konnten auf den Todesmarsch und haben die Kranken zurückgelassen und sich selbst überlassen?

Ja natürlich. Genau.

Wie viele Tage waren Sie dort so alleine im Lager?

Zwei oder drei Tage, weil der Russe ja schon im Anmarsch war. Deshalb sind sie ja schnell abgehauen mit denen, die noch Laufen konnten. Aber das hab ich, so wie ich da beschaffen war, gar nicht mehr mitgekriegt.

Es waren noch 3.000 Personen im Krankenrevier?

3.000 waren wir noch. Wenn ein Toter raus war, von dem Strohsack runter, ist man da reingeschmissen worden. Och! Das hat man doch gar nicht mehr mitgekriegt! Ich lag nun im Revier und da war auch eine Schwester, von Beruf Rote-Kreuz-Schwester, aber die war ja nun auch Häftling. Ich weiß nur noch, dass sie mir eine Spritze gegeben hat, jedenfalls war man weggetreten schon. Und als das Tor auf war, was wir gar nicht mitkriegten, sagt sie zu mir, »Du, das Tor ist auf, wir wollen nach Hause! Komm ich helf´ dir!« Sie hat versucht, mich hochzubekommen, aber ich konnte nicht mehr laufen. Wie ein Hund bin ich gekrochen und da habe ich die Toten in den Gruben gesehen. Die haben am Haupttor ein Loch ausgebuddelt, wo sollten sie hin mit den Toten, die Öfen haben doch nicht mehr gearbeitet. Da bin ich auf allen Vieren also gekrochen, das sehe ich heute noch, wo die da drin liegen, das sehe ich heute noch das Bild, das werde ich nicht los.

»Jedenfalls sollten wir kaputt gemacht werden, es passt ja alles zusammen.«

»Ich war nicht mehr mit auf dem Todesmarsch, den hätte ich sowieso nicht überlebt. Ich lag nämlich schon bei den 3.000 Toten.«

Und da hat sie [die Krankenschwester, d.Red.] gemerkt: »Mein Gott, die krieg ich nicht nach Hause. Was mach ich bloß, die sackt mir immer wieder zusammen? Dann hat sie mich in die Wohnung vom Kommandanten hochgeschleppt. 14 Tage lag ich da oben und hab mit dem Tod gekämpft. Ich hab dort auf der Couch gelegen und konnte genau die Speisekammer sehen. Was denkst du, die schönsten Sachen! Die haben doch gelebt! Da waren Sachen drin in der Speisekammer! Aber ich hatte keinen Magen mehr, ich konnte doch nichts mehr essen. Dann eines Tages sagt die Schwester zu mir: »Guck mal, guck mal, was da kommt!« Die Russen waren ja im Anmarsch. Und da kam er so durch die Tannen durch auf einem Pferd, der erste Vorläufer. Dann hab ich gesagt: »Ich will jetzt sterben.« Weil sie über uns hergefallen sind, die Betrunkenen! Die ersten Kampftruppen waren betrunken! Und da ist doch eine Frau! Da liegt doch eine Frau! Auch die Schwester haben sie vorgenommen. Dann hab ich aber geschrien: »Ich will jetzt sterben! Ich will nicht mehr leben. Ich will jetzt sterben.« Das war mein letztes Ende. Nachher sind die Offiziere eingezogen und die haben für Ordnung gesorgt. Die haben uns auch nicht angefasst und wir durften dann auch 14 Tage da bleiben. Und dann hat sie mich schrittweise nach Hause gebracht.

FRAGT UNS, WIR SIND DIE LETZTEN
SEITE 34

Wieder nach Wismar?

Ja, zu meinen Eltern. Jetzt komm ich da an und das erste, was meine Stiefmutter gesagt hat, war: »Vater, guck dir das an, was sollen wir mit der anfangen, die ist ja wieder nur eine Last!« So hat meine Stiefmutter mich empfangen. Ja, was hab ich gemacht? Wieder stiften gegangen. Wieder zu der Familie mit den elf Kindern. Das hat die Polizei nicht lange mitgemacht. Da haben sie mich wieder kassiert. Ich gehöre ja nicht in die Stadt und die Nachbarn sagen: »Da hält sich wieder eine auf!«

So ging das wieder weiter. Und später habe ich in einer Holzfabrik angefangen, so ’47, ’48. Und ’51 waren in Berlin die Jugendweltfestspiele [6]. Und da konnte man von den Betrieben, wer will, so wie ich in der Holzfabrik, für eine Mark hinfahren. Mein Gedanke war nur: Berlin! Dann bin ich am Ende in Berlin geblieben und war aber gar nicht lange alleine. Nach einem Vierteljahr habe ich meinen Mann schon kennengelernt. Dann habe ich geheiratet nachher, und habe drei wunderbare Kinder gekriegt.

Ich hatte natürlich dann auch zu kämpfen, aber ich hab mir geholt überall, wo ich konnte. Beim roten Kreuz, in der Kleiderkammer in Zehlendorf. Ich hab auch Unterstützung vom Rathaus bekommen, dann kriegten wir damals noch die Caritas-Pakete. Und dann bin ich in die Fleischfabrik ge-

»'51 – dann war ich in der Stadt. Dann fing mein Leben erst an. Ja. Das war mein Leben.«

gangen – hören Sie mir mal gut zu, was ein Mecklenburger ist – dann bin ich in die Fleischfabrik gegangen, da gab es Fleischknochen. Dann habe ich das gekocht. Erst mal hatte ich eine schöne Brühe, und dann habe ich das Fleisch abgemacht vom Knochen – so hatte ich einen Eintopf. Ich hatte nie kranke Kinder, nie! Ja, ich hab ganz schön gekämpft. Mein Leben, das ist schlimm verlaufen. Aber ich hab ja dann nachher Fuß gefasst. '51 – dann war ich in der Stadt. Dann fing mein Leben erst an. Ja. Das war mein Leben.

Das Gespräch wurde am 17.05.2011 geführt.

ERLÄUTERUNGEN

1 Seit dem 17. Jahrhundert wurden in Deutschland von Armut betroffene Menschen per Gesetz in **Arbeitshäuser** gebracht, um sie aus der Öffentlichkeit zu entfernen und ihre Arbeitskraft auszubeuten. Die Nazis verschärften diese Praxis. Der Inhaftierung im Arbeitshaus konnte die Einweisung als ›asozial‹ in ein Konzentrationslager folgen.

2 **›Asoziale‹** wiesen laut NS-Ideologie Leistungs- und Anpassungsdefizite auf. Ab 1937 wurden sie in KZs eingewiesen und anderen Zwangsmassnahmen (z.B. Sterilisation) unterworfen. Im Rahmen der Aktion ›Arbeitsscheu Reich‹ wurden 1938 über 10.000 als ›asozial‹ eingestufte Menschen aus Arbeitshäusern in KZs deportiert. ›Asoziale‹ wurden in der BRD lange nicht als Verfolgte des NS anerkannt und entschädigt, teilweise waren sie auch nach 1945 noch inhaftiert.

3 Das **KZ Ravensbrück** war ein KZ in der Nähe der Stadt Fürstenberg an der Havel. Es gilt als das grösste Frauen-KZ des nationalsozialistischen Deutschlands. Zwischen 1939 und 1945 wurden dort etwa 133.000 Frauen und Kinder und 20.000 Männer registriert. Etwa 28.000 Häftlinge wurden ermordet.

4 Unterstützt durch die nationalsozialistische Rassenideologie machten NS-Ärzte zahlreiche **medizinische Versuche an KZ-Häftlingen**. Im KZ Ravensbrück führte der Arzt Karl Gebhardt 1942 eine Versuchsreihe an 24 polnischen Häftlingen durch. Er impfte zugefügte Wunden mit Gasbrand-Erregern, was zu einer starken Infektion der Wunden führte. Fünf Frauen starben an Gebhardts Experimenten, viele wurden zu Invalid_innen.

5 Als **Todesmärsche** werden verschiedene ›Räumungsaktionen‹ der SS in der Schlussphase des 2. Weltkriegs bezeichnet. Die SS löste ab 1944 frontnahe KZs auf und zwang die Häftlinge zum Marsch in Richtung Reichsmitte oder sperrte sie zum Abtransport in Eisenbahnwagen ein. Oft wurden nicht marschfähige Häftlinge in grosser Zahl erschossen. Zahlreiche Menschen starben bei den tage- und wochenlang dauernden Märschen bzw. Transporten.

6 Die **Weltfestspiele der Jugend und Studenten** sind regelmässig veranstaltete internationale Jugendtreffen, die 1947 vom sozialistischen Weltbund der Demokratischen Jugend ins Leben gerufen wurden. 1951 fand das Treffen in Ost-Berlin statt.

FRAGT UNS, WIR SIND DIE LETZTEN
SEITE 35

SARA BIALAS:
»Ich habe damals doch nicht gewusst, dass wir keine Menschen mehr sind!«

FRAGT UNS,
WIR SIND
DIE LETZTEN
SEITE 36

Sara Bialas in der 2. Jahreshälfte 1945

Sara Bialas wird am 04.12.1927 als Sara Sliwka in Czestochowa, Polen geboren. Ihr Vater ist Schuhmacher, ihre Mutter hat einen Laden mit Schneidereizubehör. Als Zwölfjährige erlebt sie den Einmarsch der Wehrmacht. Mit dreizehn Jahren wird sie als polnische Jüdin nach Gabersdorf bei Volta (heute Libec) in ein Arbeitslager deportiert, das später zum KZ Groß-Rosen [1] wird. Am 9. Mai 1945 wird Sie von der Roten Armee befreit. Sie überlebt den Nationalsozialismus als Einzige ihrer Familie. 1947 emigriert Sie erst nach Frankreich und 1949 nach Israel. Dort ist Sie als Kommunistin, Friedensaktivistin und Frauenrechtlerin aktiv. 1961 geht Sie in die DDR, und siedelt kurz vor dem Mauerfall in die BRD über. Bis heute erhält sie in der BRD keine Rente für ihre KZ-Jahre mit der Begründung, dass sie ja schliesslich ein Kind gewesen sei und Kinder nicht arbeiten.

In was für einem Elternhaus sind Sie aufgewachsen?

Ich bin behütet bei meinen Eltern mit zwei älteren Schwestern aufgewachsen. Meine Eltern waren nicht ultra-orthodox, aber traditionell jüdisch. Ich hatte als Jüngste eine gute Kindheit, die allerdings nicht lange gedauert hat: Ich war ganze zwölf Jahre alt, als der Krieg ausgebrochen ist. Dann war alles vorbei.

Wie haben Sie den Einmarsch der Wehrmacht erlebt?

Da wir so nah an der polnisch-deutschen Grenze wohnten, waren die Deutschen, die Wehrmacht, schon am 1. September am späten Nachmittag in unserer Stadt. Ich als Kind, für mich war das eine Sensation, mal was anderes: Fremde Menschen, wie sehen sie aus, also sind wir dahin gerannt, um die Deutschen zu sehen. Das war also ein sensationeller Tag, ein Freitag. Die Deutschen waren sehr nett, haben den Kindern Bonbons gegeben, und meine Tante hat gesagt, das wird nicht so schlimm, die Deutschen sind ein kulturelles Volk, der Antisemitismus wird bestimmt nicht so stark sein. Wir waren alle naiv, wir alle hatten so was noch nicht erlebt.

Wann begannen die Verbrechen gegen die jüdische Bevölkerung?

Am 4. September [2], ich war bei meiner Tante, klopfte es an der Tür, und ein bewaffneter deutscher Soldat - wie ein Monster sah er aus - schrie etwas, was wir nicht verstanden. Daraufhin zeigte er uns mit dem Gewehr, dass wir rausgehen sollen. Das war schon die Hölle. Menschen, Tiere, alles wurde in eine, an unser Eckhaus angrenzende jüdische Berufsschule gejagt. Ein deutscher Soldat sagte uns, dass Christen und Tiere rausgehen können, aber Juden hier bleiben müssen. Im Anschluss haben sie befohlen, dass die Männer auf die eine, die Frauen auf die andere Seite gehen sollen. Uns Frauen haben sie förmlich zu der einen Mauerseite des Hofes gejagt, an das unser Eckhaus grenzte, das nun brannte. Ich habe geweint und hatte Angst. Meine Tante hat mir die Augen zugehalten, so dass ich nicht sehen konnte, was sich für tragische Sachen abgespielt haben. Da lief eine Mutter mit drei Kindern, zwei an den Händen, eins lief hinter ihr... und ein Soldat hat das Kind, das hinterherlief, in die Flammen geworfen.

Also standen wir so da, ohne Wasser, ohne zu wissen, was wird, und dann haben sie die Männer in die Papierfabrik gegenüber getrieben. Es wurden immer zehn Männer erschossen und zehn Männer weggebracht. Unter den Erschossenen war auch mein Cousin. Wir hingegen standen bis abends dort. Nachdem dann der Befehl kam, dass wir den Hof verlassen sollen, schossen sie in die gehende Masse. Meine Tante sagte, dass wir besser zu einem weiter entfernt wohnenden Onkel gehen sollten. Nach

»Ein deutscher Soldat sagte uns, dass Christen und Tiere rausgehen können, aber Juden hier bleiben müssen.«

einem kurzen Ausflug meines Onkels in die umliegenden Straßen hat er bitterlich geweint. Er sagte: »Ganz Czestochowa brennt. Alle Synagogen wurden angezündet«.

Nichts war organisiert, es gab keine Lebensmittel für Juden, aber wir konnten uns noch in der ganzen Stadt bewegen. Bis das große Ghetto ausgerufen wurde.

Wie gestaltete sich der Alltag im Ghetto?

FRAGT UNS, WIR SIND DIE LETZTEN
SEITE 38

Es befand sich natürlich in der schlimmsten Gegend. Dort haben wir im Chaos und, weil es für die vielen Juden zu wenig Platz gab, mit Fremden zusammen wohnen müssen. Man wusste nicht, was mit uns wird. Die erste Zeit im Ghetto war sehr schlimm. Alle mussten ab dem Alter von zwölf Jahren arbeiten.

Da ich blond war und einwandfrei polnisch gesprochen habe, versuchte ich einige Male aus dem Ghetto zu kommen. Na ja, weil mein Papa so wegen dem Hunger gelitten hat, dachte ich, vielleicht kann ich draußen was auftreiben, damit er nicht mehr so hungrig ist. Über das Risiko war ich mir damals noch nicht bewusst. So hatte ich einige Male Ausgang, bei denen ich meine weiße Binde mit dem Davidstern abnahm. Einmal hat mir ein Bäcker draußen auch wirklich gleich zwei Brote verkauft. Dann kam ich aber drei Minuten nach Beginn der Polizeistunde in das Ghetto und prompt erwischte mich ein jüdischer Polizist. Er nahm mir das Brot weg, schlug mich, und ich musste ihm bei meinen Eltern schwören, dass ich das nicht mehr mache.

»Anschließend jagte sie uns in einen Betrieb, wo ein SA-Mann eine Rede hielt. Er sagte, wir sind mit den Gabersdorfer Werken verheiratet, und unser Bräutigam sind die Maschinen.«

Bis wann waren Sie dort?

Alles wurde immer schlimmer, immer mehr Befehle und weniger Lebensmittel. Deswegen beschlossen meine Eltern, mich zu meiner verheirateten Schwester zu schmuggeln, weil bei ihr in Sosnowiec die Situation besser war.

Wie lange sind Sie bei ihrer Schwester geblieben?

An einem Sonntag kam meine Nachbarin zu uns und sagte mir, dass ich mich verstecken soll, weil es eine Razzia geben wird. So versteckte ich mich unter einem Bett - die zwei Wehrmachtssoldaten, die dann tatsächlich unsere Wohnung durchsuchten, fanden mich aber und zerrten mich heraus. Die Soldaten konnten nie normal sprechen, sie haben immer gebrüllt. Sie haben uns in einen Rohbau einer Schule gejagt, es gab nicht mal Scheiben in den Fenstern. Als wir im Hof waren, haben sie Hunde auf uns gehetzt. Irgendwann hörte ich meine Schwester meinen Namen rufen. Sie schrie, ich solle mir das Wort »Ersatz« merken, denn sie wollte für mich reingehen, damit ich raus komme. Sie sagte, dass ich zu jung zum Arbeiten bin. Ich

lehnte das ab, weil ich nicht wollte, dass ihr Mann mir böse ist, wenn ich anstatt ihr da bin, wenn er wieder nach Hause kommt. Außerdem hatte sie ja ein Kind. Ich bereue es bis heute, das ich es nicht gemacht habe. Irgendwann hörte ich dann die Stimme meiner Mutter, sie stand plötzlich schräg gegenüber an einem der Fenster. Sie hat kein Wort herausbekommen, weil sie so weinte. Das war zwei Wochen nach meinem Geburtstag am 4. Dezember, ich war gerade dreizehn Jahre alt geworden. Danach habe ich meine Schwestern und meine Mutter nie wieder gesehen.

Was geschah dann mit ihnen?

Abends wurden wir zum Bahnhof gejagt und in Viehwaggons gesteckt. Ich kannte niemanden. Wir waren ja keine reiche Familie, davor hatte es sich noch nie ergeben, dass wir zusammen verreist sind. Dann kam der Durst. Ein Mädchen wusste das deutsche Wort Wasser und schrie danach. Wir waren so eingepfercht, das wir uns nicht mal hinsetzen konnten. An einer Station kam schließlich ein Wehrmachtssoldat und schüttete einen Eimer Wasser auf uns aus. Die Enttäuschung war bitter.
Und dann waren wir ja immer noch Menschen. Anfangs haben wir uns geschämt, sind hin und her gehopst, aber damals waren wir noch nicht so aufgeklärt und offen wie heute. Ich weiß auch nicht mehr, wie viel Zeit wir in dem Zug verbracht haben.

Wo wurden Sie hingebracht?

Als wir dann aus dem Zug gejagt wurden, stand dann eine Frau, die sagte, sie sei hier die Aufseherin. Es war wirklich sehr kalt und der Hunger war sehr groß – wir hatten bereits ein paar Tage nichts gegessen. Wir wurden in eine Baracke gejagt und mussten alle zusammen in einem Raum die Worte »Frau Aufseherin« nachsagen. Dann zeigte die Aufseherin uns eine Peitsche, die an der Wand hing, und forderte uns auf, auch dieses Wort zu lernen. Dann zeigte sie uns, was man mit einer Peitsche macht.

Die Nacht verbrachten wir in dem Raum, wieder das gleiche Problem mit der Toilette. Am nächsten Tag hat sie die Peitsche an jedem einzelnen Mädchen ausprobiert. Anschließend jagte sie uns in einen Betrieb, wo ein SA-Mann eine Rede hielt. Er sagte, wir sind mit den Gabersdorfer Werken verheiratet, und unser Bräutigam sind die Maschinen. An nichts anderes mehr haben wir zu denken. Das war das erste Mal, das wir überhaupt erfuhren, was mit uns passiert.

Wie lange war das ein Arbeitslager?

Bis zum 6. Februar 1942 waren wir ein Arbeitslager, dann ist es zum Frauen-KZ Groß-Rosen [1] geworden. Danach hat uns die SS übernommen. Da wurden wir nach dem Duschen nackt und nass in einen scheußlichen Raum gejagt. Wir haben uns vor uns gegenseitig geschämt. Ich habe bis dahin noch nie einen nackten Menschen gesehen! Und Mädchen wurden aufgerufen, mein Familienname war Sliwka, also war ich die Letzte.

Die ganze Länge standen an jeder Seite junge SS-Männer. Schon das war

»Er hat begutachtet, ob ich leben darf oder nicht.«

»Wir sollen schleunigst unseren Namen vergessen, wir werden eine Nummer bekommen.«

FRAGT UNS, WIR SIND DIE LETZTEN
SEITE 40

schlimm genug. Uns wurde gesagt, langsam zu gehen. In einem Zimmer saß ein Mann mit Uniform und in weißem Kittel und machte mit Kreide einen Kreis auf dem Fußboden. Ich sollte mich da rein stellen und mich langsam drehen. Er hat begutachtet, ob ich leben darf oder nicht. Also ich war die Letzte, die die Zeremonie mitmachen musste. In einem anderen Raum standen wir noch immer nackt, dort hat ein SS-Mann zu uns gesprochen. Wir sollen schleunigst unseren Namen vergessen, wir werden eine Nummer bekommen: »Und wehe euch, wenn ihr eure Nummer vergesst! Ab heute gibt es keinen Namen mehr für euch!« Meine Nummer war 34803. Das Essen, das gute Essen ist vorbei und acht Stunden Arbeit ist auch vorbei. Wir werden vierzig Stunden arbeiten. Und das hat ewig gedauert, und wir standen

Sara Bialas 2011 in Berlin

nackt und die SS-Männer standen um uns herum. Es war grausam.

Und Sie waren immer noch an demselben Ort?

Ja, ich bin bis zum Ende da gewesen.

In der Angst, wir durften ja mit niemandem sprechen, hab ich mir nachts gedacht: Ach, die SS-Frauen machen auch mal ein Nickerchen. Um mir die Arbeit an der Maschine zu erleichtern, habe ich ein bisschen mehr Abfall gemacht. Aber mutwillig, ja, weil es mir dann leichter war. Und ein SS-Mann sagte zu mir: »Was ist das?« Na, was soll ich sagen? »Na, Abfall!« Er meinte: »Wenn ich das Geld hätte, was das kostet, hätte ich mir in Warschau ein Haus gekauft.« »Warum in Warschau?« fragte ich, »Dabei können Sie sich doch jedes Haus nehmen!«

Ich habe nicht gewusst, dass ich schon keine Menschenwürde mehr habe, dass ich den Mund halten muss! Aber etwas in mir bewegte mich dazu dies zu sagen. Ich weiß nicht, ich war keine Heldin, ich hab es nicht als Heldentat getan. Nur weil er mich so bedrängt hat damit, ja.

Was ist Ihnen noch in Erinnerung geblieben?

Eines Tages wurden 16 Mädchen, was für Kriterien sie da hatten weiß ich nicht, ausgesucht. Ich auch. Und es wurden gynäkologische Versuche an uns gemacht. Sechs Mädchen sind an Ort und Stelle wahnsinnig geworden. Ich habe damals nicht gewusst, dass die Untersuchung uns damals die Möglichkeit genommen hat, Kinder zu bekommen. Ich habe später bei einem Wiedersehen in Israel erfahren, dass ich die Einzige bin, die noch Kinder bekommen kann.

Ein Mädchen hat mal eine Kartoffel geklaut und wurde erwischt. Da, wo unsere Baracke stand, war ein Stückchen Wiese von den Nachbarn. Es war mitten drin in dem Dorf. Da wurden wir raus gejagt - ich weiß nicht warum. Und ein SS-Mann kam angeritten, ist abgestiegen und hat sich eine Schüssel und zwei Küchenmesser bringen lassen. Und da hat er dem Mädchen das Bein abgeschnitten. Und wir mussten zuschauen, wir mussten es sehen.

Haben Sie mit Arbeiter_innen zusammengearbeitet, die keine Häftlinge waren?

Die deutschen Frauen in dem Betrieb waren Arbeiterfrauen und bis heute kann ich nicht begreifen, dass Arbeiterfrauen, die schon vorm Krieg da gearbeitet haben, solche Sachen gegenüber anderen Menschen machen können. Wenn ein Transformator heruntergefallen ist, wenn so etwas passiert ist, da hatten die Sudetendeutschen so einen Jargon: »Das haben die Judamäde gemacht.« Dann wurden die Strafen auf uns abgewälzt. Und jetzt, wenn sie schreien, sie seien verjagt, vertrieben worden, erzählen sie nicht, was sie auch gemacht haben! Ich möchte so eine Frau mal treffen!

»Und jetzt, wenn sie schreien, sie seien verjagt, vertrieben worden, erzählen sie nicht, was sie auch gemacht haben!«

Was für ein Verhältnis hatten Sie zu den anderen Frauen?

Die Mädchen haben mich sehr behütet. Wenn nicht die Mädchen gewesen wären, wäre ich nicht am Leben geblieben. Da habe ich gelernt, was Solidarität ist! Es ist nicht nur geschriebene Solidarität, es war gelebte Solidarität. Wir haben uns geholfen. Wenn ein Mädchen geschlagen wurde, dann haben wir versucht, irgendwoher ein bisschen Wasser zu bekommen und was Kaltes darauf zu legen.

Wir hatten ab und zu mal Toilettenpapier bekommen, aber nicht für Hygienezwecke, sondern wenn wir uns verletzt haben. Jedes Mädchen hat sich ein kleines Stückchen abgerissen, mir gegeben und mich bewacht, damit mich die SS-Frauen nicht beim Schreiben erwischten. Und die haben mir mal ein Stückchen Papier oder ein kleines Stückchen Bleistift gegeben und für mich war das die Welt. Weil ich konnte das aufschreiben, was mir gefehlt hat, oder was ich dachte. Also ich habe diese Solidarität mein Leben lang weiter gehegt. Ich weiß, was das bedeutet.

Gab es auch Widerstand?

Manchmal haben wir auch still und heimlich gesungen, wenn jemand Wache gehalten hat. Das war nur möglich, weil wir so zusammengehalten haben. Wir haben versucht, uns untereinander das Leben ein bisschen einfacher zu machen.

Ich bin nicht so glücklich, dass ich überlebt habe. Aber nun habe ich überlebt, was soll man machen. Man kann nichts dagegen machen. Ich habe dreimal versucht mir das Leben zu nehmen, aber das ist mir nicht gelungen. Also lebe ich weiter.

»Da habe ich gelernt, was Solidarität ist!«

Und dann, es muss schon ’45 gewesen sein, der Schnee schmolz, da sind Männer gekommen und wir mussten alle zum Appell und die Männer haben sich Mädchen ausgesucht. Und mich hatte auch einer am Arm, aber der Lagerkommandant hat mich am Arm gezogen und gemeint: »Nein, die brauch ich«. Ich weiß nicht warum. Er hat nicht ein Wort mit mir gesprochen. Aber er hat mich gerettet. Kein Mädchen ist zurückgekommen.

Eines Tages wurde mir gesagt, es kommt eine neue SS-Frau aus dem Straflager. Eines Nachts kam die SS-Frau an meine Maschine und fragte mich, ob ich Hunger habe. »Nein!« »Aber vielleicht würdest du doch etwas essen?« »Nein«. Aber ich habe auch immer gedacht, das darfst du nicht. Wenn ich morgen erzähle, dass ich gesagt habe… nein, nein…In der nächsten Nacht ist sie gekommen mit einem Stückchen Seife und einer Nadel. Eines Nachts beim Arbeiten sagte sie zu mir: »Ich werde dich da rausholen. Das ganze Gelände ist mit Mienen bestückt. Ich komme morgen mit einer BdM-Uniform [3] und du gehst raus mit mir. Niemand wird das hier überleben.« Da hab ich gesagt: »Das möchte ich nicht.« »Warum?« »Wenn ich morgen beim Appell nicht da bin, wissen Sie, wie viele Mädchen bestraft werden. Das möchte ich nicht.« Und sie hätte mich zwingen können, das hat sie nicht und es ist dabei geblieben. Nach dem Krieg, also als wir befreit wurden, haben wir erfahren, dass sie von Widerstandskämpfern in die SS eingeschleust wurde.

Sie sprachen gerade von Befreiung. Wie haben sie die Befreiung erlebt?

Wir waren noch am 9. Mai arbeiten. Bei den SS-Frauen hatten die zivilen Kleider schon rausgeguckt. Und die Lagerführerin war irgendwie so… menschlich. Am Spätnachmittag dann ein Knall und wir waren frei! Es hat geknallt, da haben die sowjetischen Soldaten das Tor gesprengt und wir durften raus. Und wir haben gar nicht verstanden, dass wir jetzt da rüber gehen können, dass wir raus können! Da hat mich ein Soldat auf den Tank herauf gehoben und mir eine Zigarette gegeben. Da ich gewöhnt war, Angst zu haben und alles zu machen, wie man mir heißt, habe ich die Zigarette genommen. Mir ist so schlecht geworden… Und die Zigarette hat mein Leben gerettet, weil die anderen Mädchen alles gegessen haben, was sie gefunden haben und das war der Tod, weil unser Magen war solches Essen nicht gewöhnt. Und Mädchen sind gestorben. Und der Armeemensch, der von der roten Armee, hat uns versammelt und hat uns gesagt, wir sollen den Soldaten nicht so viel Dankbarkeit zeigen, denn das sind Männer, die jahrelang an der

»Am Spätnachmittag ein Knall und wir waren frei!«

Front waren. Ich dachte, na und, wenn sie an der Front sind, warum sollten wir uns denn nicht bedanken, die haben uns doch befreit. Ich habe von solchen Sachen jahrelang nicht gewusst.

Dann sind Sie nach Hause gefahren?

Ja, das Kapitel war zu Ende und die andere Hölle stand mir bevor. Irgendwie bin ich doch nach Hause gekommen, aber die Stadt, ich habe sie nicht erkannt. Ich war es nicht mehr gewohnt, Menschen zu sehen, die frei laufen, Häuser zu sehen, das normale Leben. Ich wusste gar nicht, in was für einer Welt ich bin. Dann bin ich dorthin, wo wir im Ghetto gewohnt haben, denn wir hatten ja keine Bleibe mehr. Dort war kein Mensch. Doch wo soll ich sie suchen in so einer Großstadt? Es war schon dunkel. So stand ich da, hungrig und schmutzig und wusste nicht, was ich mit mir machen sollte. Schließlich beschrieb mir eine Frau den Weg zur jüdischen Gemeinde.

Ich bin mit meinem Mann dann nach Israel ausgewandert und da hat dann meine richtige Befreiung stattgefunden. Da fragte mich niemand nach einer Arbeitsgenehmigung, ich brauchte keine Anmeldungen. Ich habe dort Menschen gefunden, die auch so gelitten hatten wie ich. Die wie ich auch niemanden hatten.

Was hat sie damals bewogen, nach Israel zu emigrieren? Gab es ein bestimmtes auslösendes Ereignis?

Es gab wieder Pogrome, nicht weit von unserer Stadt. 40 Juden wurden ermordet. [4] Die Juden, die noch da waren, sind einfach geflohen. Es war eine Atmosphäre der Panik. Wir fanden 1945 eine Tante in Paris. Die Tante und der Onkel waren alte, ehrliche Kommunisten. Sie waren während des Krieges sehr aktiv in der Untergrundbewegung [5]. Mein Onkel hatte mir ja bereits die erste Spritze des Kommunismus gegeben. Er hat mir alles erklärt, weshalb Kriege entstehen, was Unterdrückung ist. In Paris habe ich dann sozusagen den Rest bekom-

»Es tut mir sehr leid, es gibt Menschen, die auf der Sonnenseite des Lebens stehen, aber Sie stehen auf der Schattenseite.«

men und damit bin ich dann nach Israel gegangen. Wie ich das gesagt habe, ich werde kämpfen. Und das habe ich auch gemacht. Weil ich bis jetzt glaube, dass es die richtige Idee ist. Leider waren wir noch nicht soweit, das zu realisieren.

Wann sind sie nach Israel emigriert?

1949. Mein Onkel und mein Mann waren dagegen. »Weißt du nicht, wer an der Regierung ist.« Ich erwiderte: »Ich weiß. Aber ich will nicht, dass man meinen Kindern Jude nachruft.« Ich versprach meinen Onkel, dass ich kämpfen werde, aber in meinem Land. So sind wir nach Israel gegangen. Und das war meine Befreiung. Ich kam vom Schiff runter, bekam gleich einen Ausweis, war eine Bürgerin, konnte wählen, konnte mitleben. Es war sehr schwer, wir kamen nicht ins Paradies. Wir kamen von unserer schönen Wohnung in ein Zelt, mit noch einer Familie.

Wie erging es ihnen in Israel?

Da habe ich das ganze Leben begriffen und wurde auch sehr aktiv – in der Friedensbewegung, der Frauenbewegung und der kommunistischen Partei. Ich kann nicht sagen, dass mir die Politik gefallen hat, die war nicht nach meinem Sinn. Ich habe kein einfaches Leben hinter mir.

1961 sind Sie nach Deutschland gezogen. Was hat Sie dazu bewogen?

Meine politische Einstellung. Der Eichmann-Prozess war nicht nach meinem Sinn. Nach einer illegalen Demonstration dagegen wurde ich verhaftet. Mir wurde gesagt, ich solle vorerst abtauchen, denn »ein Gefängnis wirst du nicht überleben.« Das sollte aber nur für eine kurze Zeit sein und jetzt…sind es fünfzig Jahre.

Sie haben also gegen die Eichmann-Prozesse [6] demonstriert?

Ja, gegen seinen Rechtsanwalt Servatius. Jedenfalls hat er zwanzigtausend Dollar bekommen. Das fand ich nicht richtig. Er musste nicht den teuersten Anwalt bekommen.

Sind Sie dann gleich nach Ost-Berlin gekommen? Wie war es für Sie hierher zu kommen?

Schrecklich, schrecklich. Ich hatte doch vergessen, hatte es doch gar nicht verarbeitet, dass man auch hier, auch in dem demokratischen Deutschland deutsch spricht! Es fiel mir schwer mit Menschen an einem Tisch zu sitzen, die in der SS oder SA waren. Denn in jedem habe ich den Mörder meiner Eltern gesehen.

Ist Ihnen Antisemitismus begegnet?

Jedes Mitglied aus einer kommunistischen Partei, das in die DDR kam, war ein Genosse, wurde in der DDR in

die Partei integriert, beispielsweise aus Griechenland. Nur keine Israelis.

Ich war schon lange ›assimiliert‹. Ich hatte sehr wenig mit Juden zu tun gehabt. Seit Israel verfolgt mich das, das ich nicht mit Juden zusammen war. Ich hatte eine Sache im Kopf, das war mein Kommunismus und das hat nicht geklappt. Aber das andere war, dass meine Kinder in der Armee sehr gelitten haben, weil sie Juden sind. Zu meinem jüngeren Sohn hat ein Soldat gesagt: »Robert, stimmt es, dass deine Mutter eine Judensau ist?« Und er wurde nicht bestraft. Er sollte sich lediglich entschuldigen. Und als der Sechs-Tage-Krieg war, sind Obrigkeiten der NVA zu meinem älteren Sohn gekommen und haben ihm gesagt, er soll unterschreiben gegen Israel. Aber nur er alleine. Natürlich hat er das nicht gemacht.

Man hat uns in der DDR als Überlebende sehr gut behandelt. Zwar haben wir keine Wiedergutmachung bekommen, aber alle die, die sechs Monate eingesperrt in KZs oder in Gefängnissen waren, haben die letzten Jahre eine sehr gute Rente bekommen. Da kann ich sagen: Da kann sich die Bundesrepublik eine Scheibe abschneiden! Denn dort bekam ich vom damaligen Arbeitsminister Norbert Blüm auf meine Anfrage, warum ich für meine KZ-Jahre keine Rente bekomme, die Antwort, dies sei so, da ich ein Kind war und Kinder arbeiten nicht. Da kann man auch keine Rente bekommen. Die Zugabe war: »Es tut mir sehr leid, es gibt Menschen, die auf der Sonnenseite des Lebens stehen, aber Sie stehen auf der Schattenseite.«

Das Gespräch wurde am 26.03.2011 geführt.

ERLÄUTERUNGEN

1 Das **KZ Groß-Rosen** wurde 1940 zunächst als Nebenlager des KZ Sachsenhausen errichtet. Ab 1941 stand es unter eigener Verwaltung. Die Häftlinge des Hauptlagers mussten in Steinbrüchen, die in den Nebenlagern Inhaftierten – so auch Bialas – in der Kriegsindustrie der Umgebung arbeiten. Von 1940 bis 1945 waren dort 130.000 Menschen inhaftiert, ca. 40.000 wurden ermordet.

2 Der **4. September 1939** ist als der **Blutige Montag** in die Stadtgeschichte Czestochowas eingegangen. Etwa 150 als jüdisch eingestufte Menschen wurden von deutschen Soldaten erschossen. Im Zug der NS-Besatzung wurden fast die gesamte jüdische Bevölkerung Czestochowas (ca. 45.000) ermordet.

3 Der **Bund Deutscher Mädel** (BDM) war eine 1930 gegründete Gliederung der Hitlerjugend (HJ) für Mädchen und junge Frauen. Im Mittelpunkt stand die körperliche und ideologische Schulung der Jugend im NS.

4 Sara Bialas bezieht sich hier auf das **Pogrom am 4. Juli 1946** in der nahe gelegenen Stadt Kielce, das zahlreiche jüdische Überlebende dazu bewog, zu emigrieren.

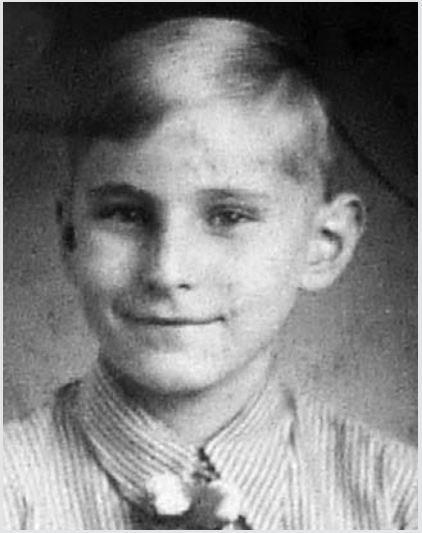
5 Im Zuge der Besatzung entwickelte sich ein breiter und vielfältiger **Widerstand in Frankreich gegen die Nazis**. So gab es z.B. den kommunistischen Front National und die Franc-Tireurs et Partisans, die gewerkschaftsnahe Libération und die konservative Gruppe Combat. Aus der Armee ging die Widerstandsorganisation Civile et Militaire hervor.

6 **Adolf Eichmann** (1906-1962) war als Leiter des ›Judenreferats‹ im Reichssicherheitshauptamt mitverantwortlich für die Durchführung des Holocausts. 1961 wurde er in Israel des millionenfachen Mordes angeklagt und zum Tode verurteilt. Sein Anwalt **Robert Servatius** war bereits als Strafverteidiger in den Nürnberger Prozessen tätig.

FRAGT UNS, WIR SIND DIE LETZTEN
SEITE 45

KURT HILLMANN:
»Im Unterbewusstsein ist immer eine Sicherung: Man muss sich nach allen Seiten umgucken.«

FRAGT UNS,
WIR SIND
DIE LETZTEN
SEITE 46



Kurt Hillmann etwa 1942

Kurt Hillmann wird am 11.02.1933 in Berlin geboren. Sein Vater arbeitet als Tischler, seine Mutter als Kauffrau. Hillmann besucht ab 1939 eine jüdische Schule, die er 1940 wegen der ständigen Schikane durch Mitglieder der Hitler-Jugend verlässt. Da er von den Nazis als Geltungsjude [1] eingestuft wird, soll er 1944 deportiert werden. Dank einer Listenfälschung kommt er stattdessen in ein katholisches Krankenhaus in Süddeutschland, wo er unerkannt überlebt. Seine Mutter stirbt im selben Jahr an Tuberkulose, weil ihr als Jüdin ärztliche Hilfe verwehrt wird.

Hillmann geht 1945 zurück nach Ostberlin und trifft dort seinen Vater wieder. Er holt seinen Schulabschluss nach und absolviert eine Ausbildung als Tischler. Später ist er in der DDR im Aussenhandel tätig.

In was für einem Elternhaus sind Sie aufgewachsen?

Das Elternhaus war ›gut gemischt‹: Meine Mutter war Polin und Jüdin und kam nach dem Ersten Weltkrieg nach Deutschland. Mein Vater war Kommunist und gehörte zu der Truppe, die 1918 [2] im Marstall lag und dort später niedergemacht wurde. Er konnte flüchten und überlebte.

Die Mutter wollte, dass man jüdisch erzogen wird, also bin ich im jüdischen Krankenhaus in Berlin geboren und auch beschnitten worden, was der Vater nicht wissen sollte. Plötzlich war es eben so. Ich ging auch in einen jüdischen Kindergarten in der Friedenstraße in Friedrichshain, wo es ein jüdisches Gemeindehaus mit einer kleinen Synagoge gab. Da steht heute eine Tafel zur Erinnerung.

Ich besuchte dann eine jüdische Schule am Alexanderplatz. Dort war ich ungefähr eineinhalb Jahre, von 1939 bis 1940. Der Weg zur Schule war nicht so lang, aber die anderen Jungs kannten uns und wussten, wo wir herkamen. Wir wurden auf jedem Schulweg von den anderen Burschen verprügelt. Deswegen bin ich dann nicht mehr zur Schule gegangen.

Später haben meine Eltern versucht, mich in eine normale Schule zu bringen, aber das ging nur vierzehn Tage. Dann wurde man wieder rausgeschmissen, weil die mitkriegten, wer man war. Wir hatten auch eine Menge Freunde und Bekannte aus jüdischen Kreisen und meine Mutter ist ab und zu mit mir in die Synagoge gegangen. Das hat der Vater natürlich nicht getan. Also, alles war so ziemlich jüdisch – und revolutionär dazu!

Ansonsten war die Kindheit zu Hause normal, aber das Umfeld war eben nicht normal. Unnormal war zum Beispiel, dass Juden später zu keinem Arzt mehr gehen durften [3]. Nur zu einem jüdischen, doch die jüdischen Ärzte haben sie alle abgeholt. Das heißt, es gab gar keinen mehr! Jüdische Studenten der Zahnmedizin, die noch da waren, haben dann zum Beispiel heimlich zu Hause behandelt. Sonst wäre keine Behandlung möglich gewesen.

»Also, alles war so ziemlich jüdisch – und revolutionär dazu!«

Als ich noch nicht zur Schule ging, also mit fünf oder sechs, bin ich öfter mal mit meiner Mutter auf den Markt gegangen, weil sie dort Stände hatte. Da konnte ich erleben, wie Nazis kamen. Der Standleiter war verantwortlich für den Marktplatz und war da, um für Ordnung zu sorgen. Es kamen Leute und haben die Mutter beschimpft – das ging so weit, dass es sogar zu Tätlichkeiten kam. Beschweren war nutzlos! Und der Standleiter hat weder etwas gesehen, noch gehört. Niemand hat irgendwas gemacht – deswegen musste das aufgegeben werden. Es war wichtig für mich, das in diesen jungen Jahren kennenzulernen. Das sind bleibende Sachen, die prägen sich tief ein.

Wie sah Ihr Freund_innenkreis aus? Konnten Sie überhaupt Freund_innen haben?

Ja, in der Schule hatte ich zwei Freunde, die beide Juden waren. Der eine hatte aus heutiger Sicht eine sehr große Fami-

lie und die Wohnung war gut betucht. Da bin ich gerne hingegangen und da war man auch gern gesehen. Bei dem anderen war es ganz anders. Die Mutter, die ›arisch‹ war, hatte sich scheiden lassen, sodass der mit dem Vater allein war. Es war klar, dass sie bald abgeholt werden. Wie es so ist mit Kindern, sagte mein Freund eines Tages zu mir: »Bevor wir abgeholt werden, kannst du dir den Ball mitnehmen, der dir so jut gefällt.« Als ich das nächste Mal kam, war schon keiner mehr da. Der wusste das! Der Vater hat ja erzählt, was passiert. Der konnte sich auch nicht wehren. Wie sollte er denn?!

Wussten Sie auch, wohin diese Menschen deportiert wurden?

Ich wusste das. Das wurde zu Hause ja auch mit Bekannten und Freunden besprochen. Wir hatten zum Beispiel im Bekanntenkreis ein Ehepaar, das für mich eigentlich so wie Onkel und Tante war. Der Mann war Jude und den haben die zu einer Arbeit verpflichtet. Der war eigentlich auch ein Händler, der auf Märkten gestanden hat, doch den haben die dann zum Kohlen trimmen geschickt. Dabei ist er schon so sehr eingegangen, dass er gar nicht mehr in ein Konzentrationslager zu kommen brauchte.

»Meine Eltern waren Teil eines Systems, mit dem Leuten zur Flucht verholfen werden sollte. Ich war auch ein Stück in diesem Getriebe.«

Sie haben erwähnt, dass Ihr Vater Kommunist war. Wie standen Ihre Eltern allgemein zum Faschismus?

Der Vater war der, der sagte: »Wenn man Hitler wählt, wählt man den Krieg!« Das war klar für ihn und das lag an seinem Umfeld.

Haben Sie damals mitbekommen, ob ihre Eltern an Widerstandshandlungen beteiligt waren?

Meine Eltern waren Teil eines Systems, mit dem Leuten zur Flucht verholfen werden sollte. Ich war auch ein Stück in diesem Getriebe. Durch mein Äußeres – groß und blond – fiel ich nirgends auf und wurde dazu auserkoren,

Kurt Hillmann im Jahr 1940

Leute von einem Platz zum anderen zu bringen. Wir hatten zum Beispiel eine Bekannte, die in der Nähe vom Ku'damm wohnte und alleine war. Eine große, stattliche und aus meiner Sicht hübsche Frau kommt und sagt zu uns: »Ich habe gehört, wir werden auch abgeholt. Ich geh' gar nicht mehr nach Hause!« Dann blieb sie ein oder zwei Nächte bei uns, um dann zu anderen zu gehen. Meine Mutter sagte zu mir: »Du fährst jetzt mit ihr mit der S-Bahn in den Norden raus und bringst sie dort zu diesem Haus.« Ich sagte: »Ja gut, machen wa!« Hingebracht und Tschüss. Diese Frau haben sie trotzdem irgendwo unterwegs geschnappt und sie kam Wochen später wieder zu uns. Sie ist in das Sammellager Große Hamburger [4] gebracht worden. Um flitzen zu können, hat sie sich mit dem Koch ein bisschen angefreundet. Sie hat so rausgekriegt, wo der Schlüssel hängt, und ist auf diese Art und Weise von dort getürmt. Sie war dann wieder ein, zwei Nächte bei uns und dann sollte ich sie wieder wegbringen. Wir sind dann wieder irgendwo nach Norden mit der S-Bahn gefahren. Abgesetzt, Wiedersehen, Tschüss.

Ein anderes bleibendes Erlebnis, was mir nicht aus dem Kopf geht, war eine Frau mit einem kleinen Kind, das ungefähr fünf bis sechs Jahre alt war. Das Kind wollte spielen und durfte natürlich nicht so laut sein, also musste ich immer was mit der Kleinen machen. Über uns wohnte nämlich ein Nazi!

Ich war auch nicht bei allen dabei, nur bei manchen. Hinterher fragte ich mich: Wie kam das? Wie macht man das? Woher weiß man, dass einer wohin soll? Da muss ja schon vorher was passiert gewesen sein!

Natürlich sollte ich als Jude einen Stern tragen, aber mein Vater hat gesagt: »Dat wird nischt getragen!«. Mutter nicht und ich nicht. Wir hatten beide auch eine jüdische Kennkarte [5]. Das heißt, ich musste den Namen »Israel« als Vornamen wählen und meine Mutter eigentlich »Sara« – aber bei ihr gab es einen Fehler und das Sara fehlte auf der Kennkarte.

Was passierte dann mit Ihrer Familie?

Mein Vater war ein selbstständiger Tischler und hatte eine Werkstatt. Er arbeitete für allerhand Mittelständler – egal, ob das jetzt Bäcker, Fleischer oder andere Ladenbesitzer waren. Er hatte also eine ganze Reihe von Beziehungen kreuz und quer.

Während des Krieges waren durch die Bombenangriffe natürlich auch ein Haufen staatlicher Stellen in Mitleidenschaft gezogen worden – zum Beispiel das Friedrichshainer Bezirksamt. Dort hat der Vater gearbeitet, weil seine Werkstatt gleich in der Nähe war. Da fand er jemanden – ich weiß nicht mehr, ob männlich oder weiblich – der uns half.

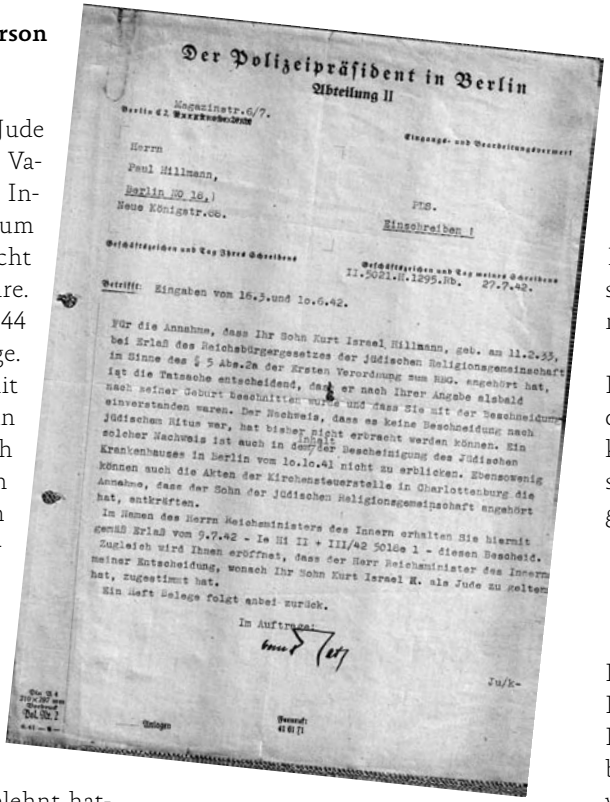
»Natürlich sollte ich als Jude einen Stern tragen, aber mein Vater hat gesagt: ›Dat wird nischt getragen!‹«

FRAGT UNS,
WIR SIND
DIE LETZTEN
SEITE 50

Wobei hat Ihnen diese Person geholfen?

In der Zeit, in der man als Jude betrachtet wurde, hat mein Vater jahrelang Briefe an den Innenminister geschrieben, um zu erreichen, dass ich nicht Jude bin. Das ging über Jahre. Etwa Anfang oder Mitte 1944 kam eine endgültige Absage. Das bedeutete: Jude. Damit war verbunden, dass man dem Vater nahelegte, sich scheiden zu lassen. Dann wäre klar gewesen, dass man die Mutter und mich abgeholt hätte. Das hat er abgelehnt. Man hat ihm dann gedroht: Wenn er sich nicht scheiden lässt, wird er zum Volkssturm [6] eingezogen. Er hat trotzdem abgelehnt.

Nachdem er das alles abgelehnt hatte, was von ihm gefordert wurde, kam dann die erste Karte und da hieß es, dass ich mich zu einem Kindertransport einfinden soll, der nach Österreich geht. Soweit ich weiß, gab es dort zwei Lager für Kinder: eins in Kärnten und eins in der Steiermark für Kinder aus Mischehen [7].



Der Polizeipräsident in Berlin
Abteilung II

Magazinstr.6/7.

Eingangs- und Bearbeitungsvermerk

Herrn
Paul Hillmann,
Berlin NO 18,
Neue Königstr.88.

PTS.
Einschreiben !

Geschäftszeichen und Tag Ihres Schreibens

Geschäftszeichen und Tag meines Schreibens
II.5021.H.1295.Nb. 27.7.42.

Betrifft: Eingaben vom 16.3.und 1o.6.42.

Für die Annahme, dass Ihr Sohn Kurt Israel Hillmann, geb. am 11.2.33, bei Erlaß des Reichsbürgergesetzes der jüdischen Religionsgemeinschaft im Sinne des § 5 Abs.2a der Ersten Verordnung zum RBG. angehört hat, ist die Tatsache entscheidend, dass er nach Ihrer Angabe alsbald nach seiner Geburt Beschnitten wurde und dass Sie mit der Beschneidung einverstanden waren. Der Nachweis, dass es keine Beschneidung nach jüdischem Ritus war, hat bisher nicht erbracht werden können. Ein solcher Nachweis ist auch in der Bescheinigung des Jüdischen Krankenhauses in Berlin vom 1o.1o.41 nicht zu erblicken. Ebensowenig können auch die Akten der Kirchensteuerstelle in Charlottenburg die Annahme, dass der Sohn der jüdischen Religionsgemeinschaft angehört hat, entkräften.

Im Namen des Herrn Reichsministers des Innern erhalten Sie hiermit gemäß Erlaß vom 9.7.42 - Ie III II + III/42 Solde 1 - diesen Bescheid. Zugleich wird Ihnen eröffnet, dass der Herr Reichsminister des Innern meiner Entscheidung, wonach Ihr Sohn Kurt Israel H. als Jude zu gelten hat, zugestimmt hat.

Ein Heft Belege folgt anbei zurück.

Im Auftrage:

Ju/k-

Anlagen

Brief des Polizeipräsidenten an Hillmanns Vater von 1942

Hinzu kam, dass meine Mutter krank wurde. Sie bekam Tuberkulose, was sich steigerte. In den Jahren davor, zwischen 1941 und 1944, wurde sie nicht mehr behandelt. Sie wurde zwar von einer Ärztin zur Kur geschickt, doch vor Ort dann abgelehnt. Das passierte mehrmals. Das heißt, dass sie ohne Behandlung dahinsiechen musste.

Im Oktober 1944 gab es dann den Bruch. Da hat der Vater organisiert, dass ich in einen Kindertransport gekommen bin, der in eine Lungenheilstätte für Kinder nach Wangen im Allgäu ging.

Wie hat Ihr Vater es geschafft, dass Sie dort hinkamen?

Das muss mit seinen Kontakten zum Bezirksamt zu tun gehabt haben. Die Bezirksämter haben ja solche Aufgaben übernommen. In diese Geschichte waren ja sämtliche Institutionen des Landes einbezogen – die Polizei zum Beispiel genauso wie alle Ämter. Da konnte sich keiner entziehen. Jedenfalls haben die mich einfach anstatt auf die Liste nach Österreich auf die Liste

nach Wangen gesetzt.

Die Eltern haben mir vorher beigebracht, was man sagt und was man überhaupt nicht sagt und so. Da auch oft gefragt wurde, welcher Religion man angehört, sollte ich sagen: »Gar keiner! Bin religionslos! Zu Hause sind alle religionslos!«

Die Mutter ging dann zu einer Freundin von uns in Berlin, wo sie bis zum Ende gepflegt wurde. Am 27. November ist sie ins jüdische Krankenhaus gebracht worden und am 28. November 1944 dann gestorben.

Was ist mit Ihnen geschehen? Haben Sie vom Tod Ihrer Mutter erfahren?

Ich bin am 9. Oktober mit der Bahn in das Heim nach Wangen gefahren. Das war ein katholisches Heim mit Nonnen, die dort die Kinder versorgten. Das war natürlich voll mit Kindern, hauptsächlich Lungenkranke. Ich bin das ganze Jahr über dort geblieben. Davon, dass meine Mutter im November starb, wusste ich nichts. Das hat man mir nicht gesagt, bis mein Vater im Februar kam.

»Im Unterbewusstsein ist immer eine Sicherung: Man muss sich nach allen Seiten umgucken, denn es kann was passieren.«

Das Heim war speziell für Kinder vorgesehen, die lungenkrank waren. Das traf auf Sie nicht zu – wie hat Ihr Vater es erreicht, dass Sie dort hingekommen sind?

Ein Arzt hat mir später gesagt, dass es im Kindesalter Situationen gibt, in denen man als nicht versierter Arzt eine anfängliche Lungenkrankheit vermuten könnte. Wahrscheinlich wurde das zum Vorwand genommen. Bei der Entlassung aus dem Heim hat man mir dann eine abgeheilte Bronchial-Tuberkulose attestiert.

Wie haben Sie in Wangen das Ende des Nationalsozialismus erlebt?

Das Heim lag am Rande der Stadt auf einem Hügel und war deswegen von oben gut einsehbar. Wir Kinder hatten deswegen auf einer großen Wiese ein Zeichen gemacht. Es sollte aus der Luft zu sehen sein, dass man das nicht beschießen soll. Es passierte auch nicht. Die Verteidigung im Ort wurde offensichtlich organisiert, denn man hörte unheimlich viel Lärm. Deutsche Soldaten waren an einer Landstraße in Stellung gegangen und sind da aufgefahren. Unter den Jungs dachten einige natürlich: »Ach Gott, jetzt sind die in der Nähe und wir hier! So genau kann man nicht immer zielen, das sind ja nur wenige hundert Meter Entfernung. Mann, da kann es sein, dass die uns treffen!« Und die andern wiederum: »Ne, wir haben doch das Zeichen! Die haben alle bisher das Zeichen beachtet!« Dann gab es einen Tieffliegerangriff, den werde ich nie vergessen. Der dauerte ungefähr drei, vier Stunden. Anschließend gab es von den Soldaten nur ganz wenige, die zu uns raufgekrochen kamen, um sich in Behandlung zu begeben. Das war eine kurze Sache – da wurde nichts mehr verteidigt.

»Wir wohnten in einem Haus, in dem viele jüdische Leute wohnten. Und die wurden der Reihe nach abgeholt. Das hat man gesehen!«

Das erste, was wir dann gesehen haben, waren französische Panzer. Die sind bis rein in die Stadt gefahren. Ich kann heute überhaupt nicht sagen, ob ich das als Erleichterung empfunden habe oder nicht, weil dort zu leben ja schon eine Erleichterung war. Man musste nicht Angst haben. Es war nur das normale Aufpassen, dass man schon kannte. Das war schon eigentlich recht angenehm.

Schlimmer wurde das Gefühl nachher, als es hieß: »So, die kommen jetzt aus Berlin und bringen Kinder. Wir suchen jetzt deswegen die aus Berlin aus, die so weit sind, dass sie wieder nach Hause können. Du bist dabei.« Wir sind in einen Bus gestiegen und dann ging es ab. Das war eigentlich das erste Mal, wo man sagte: »Ach, jetzt ist ja alles vorbei, jetzt kommst du nach Hause.« Ich wusste ja gar nicht, ob es dieses zu Hause noch gibt. Ob mein Vater da ist oder nicht, das wusste ich auch nicht. Aber er war da!

FRAGT UNS, WIR SIND DIE LETZTEN
SEITE 52

Haben Sie wirklich gedacht, dass nun alles vorbei sei? Oder hatten Sie eher Angst, weil die Leute um sie herum ja eigentlich immer noch dieselben waren?

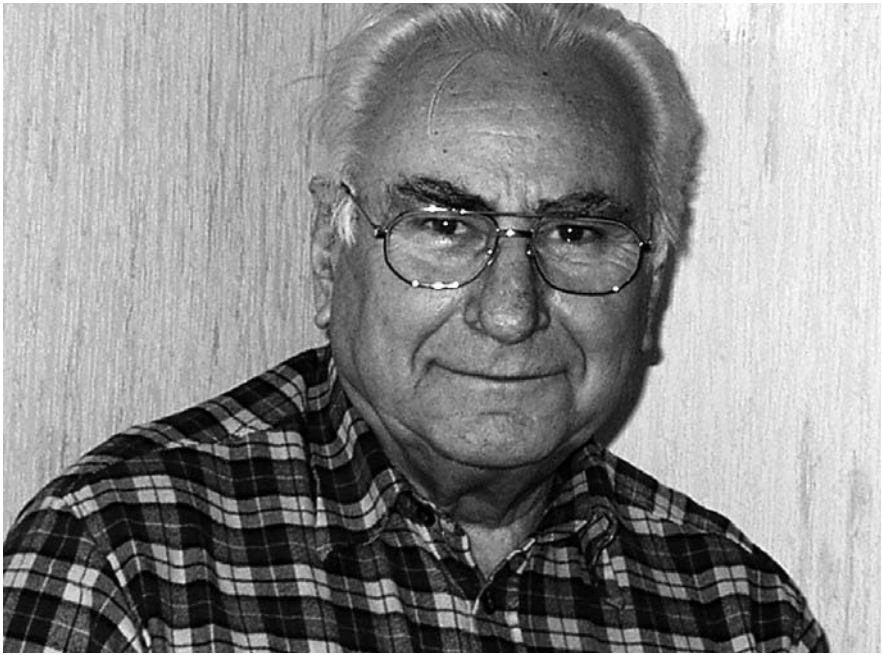
Ich muss das anders sagen: In der Schule lernte ich kurz darauf einen Schulfreund kennen und wir waren unterschiedlicher Auffassung. Da merkte ich: Ich kann reden. Ein Beispiel: Ich war der Meinung, die Sowjets haben uns befreit, das war für mich ganz wichtig. Er meinte dann: »Ja, aber wenn die Amerikaner nun den Sowjets nicht Material geliefert hätten, dann hätten die das ja gar nicht geschafft.« Das war für mich wiederum eine Behauptung und so habe ich ihm das gesagt. Das konnte man vorher nicht, jetzt konnte ich es. Jetzt habe ich es selber empfunden: ich kann das, ich mach das!

Wie erging es Ihren Verwandten?

Die Sippe der Mutter lebte in Kalisz in Polen. Neun Personen – meine Mutter war die zehnte – sind umgebracht worden. Wahrscheinlich im Ghetto von Lodz [8]. Das hab ich mal zusammengestellt, weil es mich interessierte. Ich wollte mal gucken, ob jemand etwas in Yad Vashem [9] darüber hinterlassen hat. Es gab aber so gut wie nichts. Das Elternhaus von meiner Mutter bestand aus nationalen Polen – das waren keine Widerständler oder so.

Bei der Sippe von meinem Vater ging das alles zweigeteilt vor sich. Er hatte zwei Geschwister, nämlich eine ältere Schwester und einen jüngeren Bruder, der in Sachsenhausen umgebracht worden ist. Der war deswegen dort, weil er Chef der KPD in seinem Ort war.

Die älteste Schwester hatte mindestens sechs Kinder und hat auch ein Mutterkreuz [10] gekriegt. Weil sie nicht weit weg von meinem zu Hause wohnten, hat mich mein Vater öfter hingebracht,



Kurt Hillmann 2011 in Berlin

denn zur Schule bin ich ja nicht gegangen. Die Jungs waren natürlich alle Hitlerjungen, die Mädchen waren alle beim BdM [11]. Nach dem Krieg sind von denen fast alle nach drüben geflitzt.

Blieben Sie bewusst in der DDR?

Ja. Als ich in meinem Beruf als Außenhandelsmann tätig war, habe ich meinem Generaldirektor gesagt: »Du kannst mich hinschicken, wo du willst, aber nicht in die Bundesrepublik.« Denn da hätte ich mich mit jedem anlegen können.

Haben Sie jemals nach dem Krieg mit Leuten gesprochen, mit denen Sie im Heim zu tun hatten?

Mit einem, der mit mir auf dem Zimmer lag, habe ich sprechen können. Ich hatte nie Besuch, aber bei dem kam oft seine Mutter, weil die Familie in Stuttgart wohnte. Die meinte dann immer zu mir: »Ach, komm doch auch mit!«. Wir sind dann spazieren gegangen, haben Eis gegessen oder sonstwas gemacht. Er war ein Hitlerjunge und sein Vater war beratender Ingenieur bei Speer [12]. Der Vater von dem anderen, der auf meinem Zimmer lag, war übrigens ein Offizier bei der SS.

Ich habe mit dem aus Stuttgart später noch Briefe geschrieben und wir haben uns auch mal getroffen. Ich wusste von ihm so ziemlich alles, er wusste von mir so ziemlich nichts. Bei unserem letzten Treffen habe ich dann überlegt und ge-

»Das deutsche Volk bestand hinterher aus Lügnern!«

sagt: »Weißt du, wir sind so alt geworden und der Kontakt ist über die ganzen Jahre bestehen geblieben. Ich werde dir eine Geschichte erzählen.« Dann habe ich ihm erzählt, wie es wirklich war. Als er das nun solange nach dieser Zeit vernommen hat, wirkte er so, als fände er es unglaubhaft…

Haben Sie Ihre Rolle im Heim zu gut gespielt?

Vielleicht. Das waren so Beziehungen, die man in dieser Zeit hatte, in der Kindheit und frühen Jugend, wo dieses Gut und Böse so ganz dicht beieinander liegt. Das lernt man dann eben schon früh kennen und das prägt einen auch im ganzen Leben danach. Im Unterbewusstsein ist immer eine Sicherung: Man muss sich nach allen Seiten umgucken, denn es kann was passieren.

Sie sind ja 1933 – also nach der Machtübertragung an die Nazis – geboren. Können Sie sich erinnern, wann Sie den Nationalsozialismus das erste Mal bewusst wahrgenommen haben?

Das war auf dem Markt mit meiner Mutter. Ich war damals, wie gesagt, fünf oder sechs Jahre alt.

Konnten Sie damals verstehen, warum diese Leute das machen?

Die Eltern hatten mir das schon erzählt. Die Mutter war ein bisschen vorsichtiger in den Erklärungen und der Vater war direkter. Man konnte das alles ja auch sehen. Wir wohnten in einem Haus, in dem viele jüdische Leute wohnten. Und die wurden der Reihe nach abgeholt. Das hat man gesehen! Das konnten alle Leute sehen! Denn da fuhren überall Lastwagen herum, auf denen Soldaten waren und SS. Die haben vor den Häusern gehalten und eine Gruppe ist in bestimmte Wohnungen reingegangen und hat gesagt: »Los! Zusammenpacken! Mit! Zack!« Dann wurden sie rausgetrieben, rauf auf den Wagen, weg. Auf der Straße konnten alle Leute zugucken! Deswegen war für mich eigentlich danach klar: Das deutsche Volk bestand hinterher aus Lügnern!

Haben Sie den Satz »Wir haben von nichts gewusst!« nach der Befreiung oft hören müssen?

Das habe ich so oft gehört, dass es uns zum Halse raus kam. Als ich meine Frau aus Thüringen kennen lernte, hörte ich die Schwiegermutter und die anderen sagen: »Das haben wir alles gar nicht gemerkt.« Bei euch ist Buchenwald nebenan! Das war mal ein ordentlicher Offizier von den Amis, der die Leute aus der Umgebung durch das KZ gejagt hat. [13] Das hätten die alle machen müssen.

Die Menschen sind Ihnen als Jude feindlich begegnet. Wann haben Sie angefangen, sich darüber Gedanken zu machen?

Das habe ich schon früh gemacht. Ich sage es mal so: Man lernt, wenn man unter solchen Bedingungen groß wird und sich entwickelt, das zu sehen und zu hören. Mancher braucht nichts zu sagen und man merkt schon was und wird stutzig.

Das Gespräch wurde am 12.04.2011 geführt.

ERLÄUTERUNGEN

1 Nach den antisemitischen Nürnberger ›Rassegesetzen‹ von 1935 wurde Hillmann als ›jüdischer Mischling‹ klassifiziert, weil seine Eltern eine sogenannte ›Mischehe‹ führten. Da er aber jüdisch erzogen wurde, galt er rechtlich als ›Jude‹ und war damit **Geltungsjude**.

2 Revolten und Revolutionsversuche Linker und Linksradikaler wie der **Aufstand 1918** begleiteten das Ende des Ersten Weltkrieges (1914-1918). Das Kaiserreich wurde durch die demokratisch verfasste Weimarer Republik abgelöst, die instabil blieb und ab Anfang der 1930er autoritär regiert wurde.

3 1938 wurde ein **Berufsverbot für jüdische Ärzt_innen** eingeführt, die als ›Krankenbehandler‹ nur noch jüdische Patient_innen behandeln durften.

4 Das **Sammellager Grosse Hamburger Strasse** war früher ein Altersheim der jüdischen Gemeinde (erbaut 1829). Es wurde ab 1942 von der Berliner Gestapo als Sammellager zur unmittelbaren Vorbereitung der Deportationen genutzt.

5 Die **Jüdische Kennkarte** musste ab 1938 von als ›jüdisch‹ eingestuften Menschen mitgeführt werden. Ausserdem mussten sie den Zwangsnamen *Israel* bzw. *Sara* annehmen.

6 Der **Volkssturm** war ein militärischer Verband, der Ende 1944 von den Nazis aufgestellt wurde, um die Wehrmacht im Kampf zu verstärken. Er bestand aus waffenfähigen Männern im Alter von 16 bis 60 Jahren, die mit unzureichender Bewaffnung und Ausbildung in den de facto bereits verlorenen Krieg geschickt wurden.

7 Die Bezeichnung ›**Mischehe**‹ steht in der NS-Sprache für Ehen zwischen als ‚arisch‹ und als ›jüdisch‹ eingestuften Menschen.

8 Das **Ghetto von Lodz (›Litzmannstadt‹)** war ein von 1939 bis 1945 bestehendes, hermetisch abgeriegeltes jüdisches Ghetto. Ungefähr 164.000 Menschen mussten hier Zwangsarbeit für die Wehrmacht leisten. Die Bewohner_innen wurden bis auf wenige Überlebende nach und nach in den Konzentrationslagern Chelmno und Auschwitz ermordet.

9 **Yad Vashem** ist die zentrale staatliche israelische Gedenkstätte in Jerusalem, die an den Holocaust erinnert und ihn wissenschaftlich aufarbeitet (*www.yadvashem.org.il*).

10 Das **Ehrenkreuz der Deutschen Mutter** war ein ab 1938 gestifteter Orden der NSDAP. Er hatte eine ähnliche Funktion wie das Eisernes Kreuz für Soldaten und symbolisierte einen Ehrenplatz in der ›Volksgemeinschaft‹ für kinderreiche Mütter. Mutterschaft war laut Hitler das ›Schlachtfeld der Frau‹.

11 Der **Bund Deutscher Mädel** (BDM) war eine 1930 gegründete Gliederung der **Hitlerjugend** (HJ) für Mädchen und junge Frauen. Im Mittelpunkt stand die körperliche und ideologische Schulung der Jugend im NS.

12 **Albert Speer** (1905-1981) war einer der führenden Architekten und hochrangiger Politiker im NS. Er trat 1931 in die NSDAP ein. 1942 wurde er Leiter der Kriegswirtschaft und war damit verantwortlich für den Einsatz von Millionen von Zwangsarbeiter_innen. Er wurde im Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozess angeklagt und sass von 1946 bis 1966 in Haft.

13 Nach der Befreiung des KZ Buchenwald wies der **U.S.-General George S. Patton Jr.** seine Soldaten an, ca. 2.000 Bürger_innen Weimars zur Besichtigung des Lagers zu zwingen. Diese hatten vorgegeben, nichts von den Vorgängen im KZ gewusst zu haben.

FRAGT UNS, WIR SIND DIE LETZTEN
SEITE 55

Neu aufgelegt:

Die 1. Ausgabe von »Fragt uns, wir sind die Letzten.«

Darin lesen Sie Interviews mit:
Rudolf Schiffmann
Gisela Lindenberg
Karl-Heinz Joseph († 2010)
Peter Vogl
Erika Baum

Bezug über:
Berliner VVN-BdA e.V.
Franz-Mehring-Platz 1
10243 Berlin
Homepage: http://berlin.vvn-bda.org
eMail: berlin@vvn-bda.org
Telefon: +49 30 29 784 178

Zum Download im Internet:
http://berlin.vvn-bda.org/Datei neu/
Fragt uns Broschuere.pdf

Wer braucht schon Freunde?

JUNGLE-WORLD.COM

Antifaschistisches Blatt
info
Nr. 91| Sommer 2011

Skins, Punks, Bootboys
Einblicke in die Grauzone
Wo unpolitisch oftmals rechts ist

Kostenloses Probeexemplar:

Antifaschistisches Infoblatt
Gneisenaustr. 2a | 10961 Berlin
mail@antifainfoblatt.de
www.antifainfoblatt.de

Einzelexemplar 3,10 Euro
Abo 15,50 Euro (fünf Ausgaben)

FRAGT UNS, WIR SIND DIE LETZTEN
SEITE 57

Was diese Ausstellung will

In der Bundesrepublik werden Menschen beschimpft, bedroht, zu Tode getreten oder bei -lebendigem Leibe verbrannt, weil sie als Fremde oder Andersdenkende gehasst werden – über 100 Todesopfer hat die neofaschistische Gewalt seit 1990 bereits gefordert. Geht hier die jahrelange Saat von Alt- und Neofaschisten auf? Können diese Ereignisse mit denen aus der NS-Zeit verglichen werden? Haben die Ausbreitung rassistischen Denkens und die daraus erwachsende Gewalt heute ganz andere Gründe als damals? Die Ausstellung will dazu beitragen, dass diese Bilder nicht auf Dauer zum deutschen Alltag gehören. Sie informiert über Ideologie und Praxis des Neofaschismus und benennt Ur-sachen für die Ausbreitung -rassistischen, nationalistischen und militaristischen Denkens und Handelns.

FRAGT UNS, WIR SIND DIE LETZTEN SEITE 58

Verleihbedingungen

Die Ausstellung »Neofaschismus in Deutschland« kann ausgeliehen werden. Sie wurde bereits in zahlreichen Bürgerhäusern, Rathäusern, Gewerkschaftshäusern, Kirchengemeinden, Jugendzentren, Kulturzentren, Schulen, Universitäten, Parlamenten und anderen öffentlichen Räumen gezeigt.

Die 26 vierfarbigen Tafeln im DIN A 1-Format sind auf unempfindlicher PVC-Folie gedruckt, mit Aluminiumschienen und Haken versehen und können problemlos gehängt werden. Der Versand erfolgt in einer Transportkiste, deren Gesamtgewicht 24 kg beträgt. Es kann auch eine Fassung in DIN A 2 ausgeliehen werden.

Die Ausleihgebühr beträgt 100,– € pro Verleihwoche.

Wenn Sie Führungen durch die Ausstellung organisieren wollen, können Sie für ihre Aktiven mit uns eine Schulung vereinbaren.

Für weitere Informationen, Werbematerial, Kataloge und Terminabsprachen wenden Sie sich an die Bundesgeschäftsstelle der VVN-BdA, Franz-Mehring-Platz 1, 10243 Berlin, Tel. 030 / 29 78 41 74, E-Mail: bundesbuero@vvn-bda.de

Informationen zur Ausstellung finden Sie außerdem unter:
www.neofa-ausstellung.vvn-bda.de

Das Magazin für antifaschistische Politik und Kultur **antifa**

Herausgegeben von der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten e.V. (VVN–BdA)

- Mit aktuellen Berichten aus deutschem und internationalem Geschehen
- Informationen zur Geschichts- und Gedenkstättenarbeit
- Tatsachen und Hintergründe zum Thema Neofaschismus
- 4-seitiges »Spezial« zu Schwerpunkten und theoretischen Auseinandersetzungen von historisch bedeutsamen Ereignissen
- Umfangreicher Kulturteil mit Rezensionen von Büchern, Filmen und Ausstellungen
- Erscheint zweimonatlich

Hiermit bestelle ich *antifa* zum nächstmöglichen Termin und zwar als
☐ Abo für 15,00 € jährlich (für Mitglieder der VVN–BdA im Beitrag enthalten)
☐ Vorzugsabo für 7,50 € jährlich (für Schüler, Studierende und Azubis mit Nachweis)
☐ Förderabo für 30,00 € jährlich.

Die Zeitschrift soll geliefert werden an:

Name, Vorname: .....

Straße, Nr.: .....

PLZ, Wohnort: .....

Das Abo verlängert sich um ein Jahr, wenn es nicht sechs Wochen vor Ablauf gekündigt wird.

Datum, Unterschrift: .....

Einsenden an: Redaktion *antifa*, Franz-Mehring-Platz 1, 10243 Berlin
Die Zeitschrift kann auch über ein Online-Formular bestellt werden: **www.antifa.vvn-bda.de**

Herausgeber_innen/Gruppen

AK Fragt uns, wir sind die Letzten

Wir sind Menschen aus verschiedenen antifaschistischen Zusammenhängen, die sich aktiv mit der Geschichte des Nationalsozialismus auseinandersetzen. Uns geht es hierbei darum, die Perspektiven von Verfolgten und Menschen aus dem antifaschistischen Widerstand zu bewahren und sichtbar zu machen.

VVN-BdA

Die Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten (VVN-BdA) ist die älteste und größte antifaschistische Organisation in Deutschland. Sie ist ein unabhängiger, überparteilicher Verband, der ausgehend von den historischen Erfahrungen des Widerstands und der Verfolgung für Gleichheit, Solidarität, Demokratie und Frieden eintritt.

Antifa-Jour-Fixe

Die Berliner VVN-BdA veranstaltet jeden dritten Montag im Monat den Antifa-Jour-Fixe. Bisher sprachen hier unter anderem Hanna Podymachina, die während des Zweiten Weltkriegs in der Roten Armee gegen Deutschland kämpfte, und Kurt Gutmann, der als Kind vor den Nazis nach Schottland floh. Immer im Café Sybille (Karl-Marx-Allee 72, 10243 Berlin) und ab 18.30 Uhr.

FRAGT UNS, WIR SIND DIE LETZTEN
SEITE 59

VVN-BdA

»WIR STELLEN DEN KAMPF ERST EIN, WENN AUCH DER LETZTE SCHULDIGE VOR DEN RICHTERN DER VÖLKER STEHT. DIE VERNICHTUNG DES NAZISMUS MIT SEINEN WURZELN IST UNSERE LOSUNG. DER AUFBAU EINER NEUEN WELT DES FRIEDENS UND DER FREIHEIT IST UNSER ZIEL. DAS SIND WIR UNSEREN ERMORDETEN UND IHREN ANGEHÖRIGEN SCHULDIG.«

Auszug aus dem Schwur von Buchenwald,
geleistet von Überlebenden des Konzentrationslagers Buchenwald am 19. April 1945